



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Na, wir homs hoit teilt ...“

Eine ethnographische Untersuchung über die Erbpraxis
bäuerlicher Familien in Altenhof

Verfasser

Stephan Höller

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuer:

A 307
Kultur- und Sozialanthropologie
ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Inhaltsverzeichnis

Dank	5
1 Einleitung	7
2 Zuerst war da ein „Alter Hof“	11
3 Feldforschung als Prozess	19
3.1 Vorbereitung	20
3.2 Die Phasen einer Feldforschung	22
3.2.1 Entdecken und Kennenlernen	22
3.2.2 Lesen und Nachdenken	28
3.2.3 Teilnehmen und Beobachten	32
3.2.4 Lesen, Denken, Schreiben	41
4 Drei Welten in einem Weindorf	43
4.1 Drei Generationen und ein Heuriger	44
4.2 Zwei Frauen und ein Hof	52
4.3 Die „Wirtschaft“ mit der Mischwirtschaft	58
4.4 Zusammenfassung	67
5 Die Erbfolge oder die Folgen des Erbes	69
5.1 Zeit zum Übergeben	72
5.2 Ehe und Gemeinschaft	75
5.3 Die Bedeutung der Mitgift	78
5.4 Das teilbare Erbgut	81
5.5 Erbe gut, alles gut	88
6 Zusammenfassung und Ausblick	91
7 Interviewverzeichnis	95
8 Quellenverzeichnis	96

Abstracts _____	103
Lebenslauf _____	104

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Dorfplan der Katastralgemeinde Altenhof _____	11
Abbildung 2: Übersichtskarte der Gemeinde Schönberg am Kamp _____	12
Abbildung 3: 8 Spezifische DAC-Weinbaugebiete _____	16

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Bevölkerungsentwicklung von Altenhof _____	13
Tabelle 2: Einwohnerzahl und Komponenten der Bevölkerung Schönberg am Kamp _____	13
Tabelle 3: Weingartenflächen und Betriebe im Vergleich von 1999 und 2009 _____	14
Tabelle 4: Weinbetriebe nach Rebflächen 2009 _____	15

Dank

Der Inhalt dieser Diplomarbeit basiert zu einem großen Teil auf den Erfahrungen und Erzählungen der Winzer und Winzerinnen von Altenhof. Ohne ihrem Engagement, ihrem Interesse meiner Person und dem Thema gegenüber und letztendlich ohne die zahlreichen Informationen, welche ich von ihnen während meiner Feldforschungsaufenthalte erhalten habe, würde diese Diplomarbeit in der Form nicht existieren. Vielen Dank!

Besonderen Dank möchte ich an Weinbäuerin Christa und Weinbauer Johnny sowie an „Altwinzerin“ Rosa und „Altwinzer“ Josef aussprechen, die mich während meiner Feldforschung und darüber hinaus Tatkräftig unterstützt und durch ihre liebevolle Art motiviert haben. Vielen lieben Dank!

Danke auch an Gerti Seiser, die mich in das Fach Kultur- und Sozialanthropologie einführte und mit ihrer Begeisterung für den Themenbereich „Peasant Studies“ sowie ihrer Leidenschaft an der empirischen Forschung, mein Interesse geweckt hat. Ihre fachliche Kompetenz sowie ihre Unterstützung durch den gesamten Diplomarbeitsprozess war mir eine große Hilfe und hatte einen wesentlichen Einfluss auf die vorliegende Arbeit.

Für die Unterstützung und dem regen Anteil an meiner Diplomarbeit bedanke ich mich bei meinen Freunden und Freundinnen, die in schwierigen Zeiten stets die richtigen Worte fanden und auf diesem Wege mehr am Abschluss dieser Diplomarbeit beigetragen haben als sie vermutlich ahnen. Vielen Dank dafür!

Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei meiner Familie, auf die ich mich während meines ganzen Studiums verlassen konnte und auf diesem Weg meinen Abschluss mit ermöglichen.

Ein ganz besonderes „Danke“ möchte ich meiner Tochter Kamia aussprechen, die mich während meines gesamten Studiums begleitet hat und sehr viel Verständnis für meine häufig eingeschränkten

1 Einleitung

In dieser Arbeit behandle ich die Erbfolgen in bäuerlichen Familienbetrieben einer kleinen Katastralgemeinde namens Altenhof. Mein Interesse und meine Motivation über die Bräuche und Sitten einer ländlichen Gesellschaft mehr in Erfahrung zu bringen, hat sich während eines Feldpraktikums in St. Georgen am Walde herauskristallisiert. Aufgrund unseres mehrwöchigen Aufenthaltes in der Oberösterreichischen Gemeinde intensivierte sich mein Kontakt mit den Familien auf den untersuchten Bauernhöfen. Die zahlreichen Interviews und die informellen Abende mit den Bauern und Bäuerinnen gaben mir einen Einblick rund um das Leben am Land. Mit meinem naiven Blick aus der Stadt, hatte ich die Vorstellung eines idyllischen Lebens mitten in der Natur. Einem Arbeitsplatz an der frischen Luft, umgeben von saftigen Wiesen und grünen Wäldern. Zum Teil hat dieses Bild sicherlich seine Berechtigung und auf eine gewisse Weise verkörpern die Bauern und Bäuerinnen auch dieses Klischee vom harmonischen Leben mit der Großfamilie am Land. Allerdings, so meine Erfahrungen, gibt es wie immer und überall eine zweite Seite der Medaille, die, so bin ich der Meinung, in unserer Gesellschaft nicht genügend Anerkennung findet.

Bei unseren Untersuchungen in St. Georgen am Walde konzentrierten wir uns auf den Generationswechsel in kleinbäuerlichen Familienbetrieben. Auf die Ergebnisse und den Verlauf der Forschung möchte ich hier nicht genauer eingehen.¹ Es soll lediglich erwähnt werden, dass meine Gespräche mit den Bauern und Bäuerinnen und ihren Familien gezeigt haben, dass sie mit strukturellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die bis zur Auflösung des Bauernhofes führen kann und häufig führt. Nichts desto trotz prägen traditionelle bäuerliche Familienbetriebe das österreichische Landschaftsbild. Traditionelle aus dem Grund, weil sie von Generation zu Generation innerhalb der Kernfamilie übergeben werden. Nur in den seltensten Fällen werden die Betriebe an weiter entfernte Verwandte übergeben und noch seltener an außenstehende Personen. Es ist also eine interessante und bedeutende Frage, wie der Transfer des Hofes mitsamt dem Vermögen an die Nachkommen funktioniert und darauf aufbauend, welche Auswirkungen die Übergabe des Erbgutes auf die Familienmitglieder hat. In der Kultur- und Sozialanthro-

¹ Aus dem Feldforschungspraktikum ist ein Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde entstanden, in dem all unsere Fragestellungen bearbeitet werden. Seiser, Gertraud Hg. (2009): *Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben. Ein Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde*. Wien: Univ.

pologie haben Forschungen zu solchen Fragestellungen schon stattgefunden. Gertraud Seiser beispielsweise stellt die Frage: „How did this predominant nuclear familiy reproduce ist structure again and again“ (vgl. Seiser 2000: 97). Zu ihrer Forschungsregion Unterweißenbach schreibt sie weiter: „On the Level of descent and succession, the central event is the transmission of patrimony to the next generation“ (vgl. ibid.).

Aber auch ältere Forschungen haben sich mit diesem Thema allerdings in anderen Ländern beschäftigt (vgl. Haan 1994; Goody 1976).

Warum ich mich trotz einer Vielzahl an Forschungen zu diesem Thema entschieden habe ist, weil meine Recherchen ergeben haben, dass die Praxis der Erbfolge von Region zu Region andere Gestalten annimmt. Wie wir in Laufe dieser Arbeit sehen werden, wird die Übergabe von Haus und Hof beziehungsweise die Aufteilung des gesamten Erbgutes von unterschiedlichen Faktoren begleitet und weist tiefe traditionelle Muster auf, die im Prozess der Übergabe an die Nachkommen von Generation zu Generation immer wieder auftauchen.

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass ich zum Zeitpunkt meiner Aufenthalte lediglich mit einem übergeordneten Thema an die Forschung herangetreten bin. Die oben angeführten Fragestellungen und das spezifische Thema der Vererbungsgrundform, haben sich erst in Laufe der Forschung und vor allem beim niederschreiben meiner Erlebnisse und dem Prozess der Datenanalyse ergeben. Wie dieser Prozess vonstattenging, beschreibe ich ausführlich im Kapitel *Feldforschung als Prozess*.

Meine regionale Eingrenzung für die Forschung auf Altenhof, ein kleines Dorf in der Gemeinde Schönberg am Kamp, hat sich im Zuge eines zweiten Feldpraktikums ergeben. Das Feldpraktikum war wie schon das Erste in St. Georgen am Walde, primär zur Anwendung der zuvor theoretisch angeeigneten ethnographischen Methoden. Die Winzer und Winzerinnen waren meiner Forschung gegenüber sehr offen und es zeigte sich, dass in Altenhof die Weinbaubetriebe und Familien eine teils lange Vererbungstradition aufweisen und das Thema Generationswechsel präsent ist. Auf die Daten und Fakten zu Altenhof und der Gemeinde Schönberg am Kamp gehe ich gleich anschließend im zweiten Kapitel ein.

Der Ablauf und mein Erkenntnisgewinn aus dem zweiten Feldpraktikum bekommt eine besondere Aufmerksamkeit im dritten Kapitel *Feldforschung als Prozess*. Darin erläutere ich Schritt für Schritt die angewandten Methoden und Techniken, warum ich mich

für diese entschieden habe und welche Auswirkung der Prozess auf die Datenanalyse sowie den Fragestellungen hatte. Dazu möchte ich sagen, dass die Feldforschung ein intensiver methodologischer Prozess für mich war und ich mich deshalb bemüht habe diesen detailliert wieder zu geben. Durch die Aufarbeitung des gesamten Forschungsprozesses wird meine Position als Forscher reflektiert und spiegelt somit die unterschiedlichen Beziehungen zwischen den Beforschten und dem Forscher. Während meines Schreibprozesses war ich mir über weite Strecken unsicher, wie ich im Text auf die unterschiedlichen Beziehungen die ich während meiner Aufenthalte zu den Personen aufgebaut habe eingehen soll. Judith Okely schreibt, dass die Nähe zu den AkteurInnen ein wesentlicher Bestandteil einer kultur- und sozialanthropologischen Forschung ist. Der Gedanke der Forscher oder die Forscherin sollte sich so Neutral wie möglich Verhalten um die Beforschten nicht zu beeinflussen, ist laut Okely bei einer anthropologischen Feldforschung nicht möglich.

„This is clearly impossible in anthropology fieldwork, where the participant observer must either be involved or perish. [...] The anthropologist [...] needs to interact on multiple occasions with the same individuals in the field. ‘Contamination’ through daily contact is a sign of integration not failure.“ (Okely 2012: 14)

Ich denke, dass das Verhältnis zwischen Beforschte und ForscherIn und vice versa, einen besonderen Effekt aus der Feldforschung darstellt und somit eine herausragende Rolle zu kommt. Findet man sich mit dieser Aus diesen Gründen habe ich mich letztendlich dazu entschieden, die Personen in der vorliegenden Arbeit so anzusprechen, wie es sich im Feld ergeben hat.

In *Drei Welten in einem Weindorf*, dem vierte Kapitel, befinden sich die Hofbeschreibungen der drei untersuchten Familienbetriebe. Anhand einer ethnographischen Beschreibung gehe ich auf die Familiengeschichten der WinzerInnen und AltwinzerInnen ein. Der Inhalt der Hofbeschreibungen konzentriert sich nicht auf ein spezifisches Thema, sondern soll möglichst alle Bereiche der untersuchten bäuerlichen Familien beleuchten und eine Geschichte über mehrere Generationen erzählen.

Bevor ich im sechsten Kapitel die Ergebnisse meiner Arbeit zusammenfasse, werde ich im fünften Kapitel mit Hilfe von Interviewausschnitten die Praxis der Erbfolge in Al-

tenhof erläutern und mit vorhandener theoretischer Literatur zu diesem Thema vergleichen.

und Waldviertel. Wie ein Ausschnitt der Karte der Gemeinde Schönberg am Kamp zeigt, liegt Altenhof direkt an einer großen Schlinge auf einem flachen Hang über der Kamp, zwischen Stiefern und Plank am Kamp.

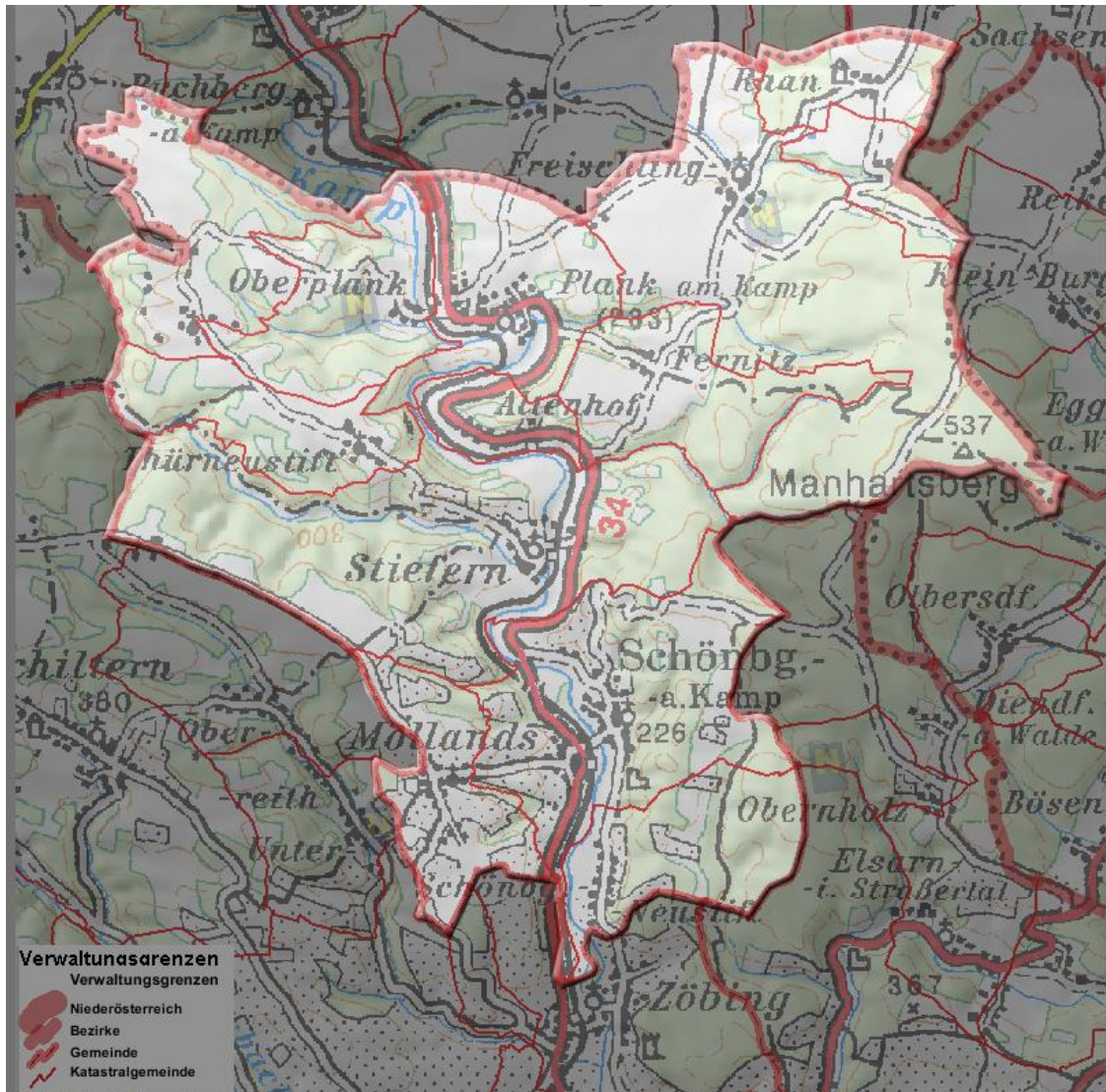


Abbildung 2: Übersichtskarte der Gemeinde Schönberg am Kamp. Quelle: NÖ Atlas 2009

Altenhof bezieht seinen Namen von einem „Alten Hof“ von dem heute nichts mehr über ist. Die kleine Ortschaft ist mit einer Größe von 1,15 km² eine der kleinsten Katastralgemeinden von Schönberg am Kamp. Während die Häuserzahl von 1870 (18) bis 1998 (43) gestiegen ist, ist die Einwohnerzahl gesunken (vgl. Homepage Altenhof). Erst seit 1991 ist ein leichtes Ansteigen der Bevölkerung in Altenhof zu erkennen (siehe Tabelle 1)

Bevölkerungsentwicklung von Altenhof zwischen 1869 und 2001					
1869	1951	1961	1981	1991	2001
100	83	72	65	56	72

Tabelle 1: Bevölkerungsentwicklung von Altenhof. Quelle: Historisches Ortslexikon 2012

Der Anstieg der Einwohner in Altenhof, ist wohl dem Zuzug von außenstehenden Personen zuzurechnen. Meine Recherchen in Altenhof haben ergeben, dass seit über zehn Jahren dort kein Kind mehr zur Welt gekommen ist. Nach Angaben meiner InformantInnen ist das jüngste Kind aus der Ortschaft ein zehnjähriges Mädchen.

Weitere Daten zur Bevölkerungsentwicklung durch etwa Geburten- oder Wanderungsbilanzen, sind mir auf der Ebene von der Katastralgemeinde Altenhof nicht bekannt. Daher werde ich auf Statistiken zur Marktgemeinde Schönberg am Kamp zurück greifen (siehe Tabelle 2).

Merkmale	2002	2004	2006	2008	2009
Einwohner	1.796	1.791	1.785	1.841	1.845
Bevölkerungsveränderung					
insgesamt	-5	-6	18	4	33
durch Geburtenbilanz	-7	-6	-2	-2	3
durch Wanderungsbilanz	4	0	21	7	29

Tabelle 2: Einwohnerzahl und Komponenten der Bevölkerung Schönberg am Kamp. Quelle: Statistik Austria 2010b³

Vergleicht man die Jahre 1981 und 2010 ist die Bevölkerungszahl der Gemeinde Schönberg am Kamp von 2.043 auf 1.872, also um 165 gesunken (vgl. Statistik Austria

³ Die in der Tabelle enthaltenen Zahlen sind der Statistik Austria entnommen und die vorhandene Tabelle wurde vom Verfasser modifiziert.

2010a). Berücksichtigt man allerdings die jüngere Bevölkerungsentwicklung, steigt die Zahl der Einwohner wieder (siehe Tabelle 2).

In der Tabelle ebenfalls enthalten sind die Geburtenbilanz und die Wanderungsbilanz. Bis auf das Jahr 2009 weist die Geburtenbilanz Rückgänge aus, während die Wanderungsbilanz Zuzüge anzeigt. Seit 2006 wird eine positive Tendenz in der Bevölkerungsveränderung verzeichnet. Auch wenn im Vergleich von 1981 bis 2010 die Einwohnerzahl gesunken ist, gab es in den letzten Jahren, von 2001 bis 2010 wieder einen leichten Anstieg der Bevölkerungszahlen (siehe Tabelle 2). Wie aus der Tabelle ebenfalls zu erkennen ist, war die Geburtenbilanz bis 2008 rückläufig. Diese kann also nicht als Grund für den Bevölkerungsanstieg gelten. Vielmehr verzeichnet die Gemeinde Schönberg am Kamp eine positive Wanderungsbilanz, was seit 2006 zu einem Zuwachs der Bevölkerung führt (vgl. Statistik Austria 2010b).

Die Wanderungsbilanz wiederum und der damit verbundene Bevölkerungsanstieg haben keinen Einfluss auf die Veränderung der landwirtschaftlichen Betriebe.⁴ Laut Statistik Austria beträgt die relative Veränderung der Betriebe gegenüber 1999 minus 32,19%. Demnach haben im Zeitraum von 1999 bis 2009 75 landwirtschaftliche Betriebe in der Gemeinde Schönberg am Kamp die Bewirtschaftung aufgegeben (vgl. Statistik Austria 2010c).

Bezeichnung	Weingarten insgesamt			
	Betriebe		Fläche (ha)	
	1999	2009	1999	2009
Niederösterreich	18.038	10.557	30.004	27.195
Kamptal	1.491	1.014	3.869	3.802
Schönberg am Kamp	k.A.	107	k.A.	362

Tabelle 3: Weingartenflächen und Betriebe im Vergleich von 1999 und 2009. Quelle: Statistik Austria 2011; 2012b⁵

⁴ Da mir keine Daten zu Haupt- und Nebenerwerb von Weinbaubetrieben zur Verfügung stehen, muss ich auf die Statistiken von Land- und Forstwirtschaft allgemein eingehen.

⁵ Die Daten in der Tabelle sind von Statistik Austria übernommen worden. Die Tabelle ist vom Verfasser bearbeitet und für diese Arbeit modifiziert worden. Die Zahlen wurden aufgrund der Lesbarkeit nach mathematischen Regeln auf- bzw. abgerundet.

Der Großteil an landwirtschaftlichen Betrieben in der Gemeinde wird im Nebenerwerb bewirtschaftet. Neben 53 Haupterwerbsbetrieben (33,54%) bestehen 96 Nebenerwerbsbetriebe (60,76%) (vgl. *ibid.*). In der folgenden Tabelle, ist das Verhältnis von Weinbaubetrieben zu Weingartenflächen dargestellt und vergleicht die Jahre 1999 und 2009 auf den Ebenen des Bundeslandes, des Weinbaugebietes und der Gemeinde.

Der Rückgang von Weinbaubetrieben in Niederösterreich zwischen 1999⁶ und 2009 beläuft sich auf knappe 8.000 Betriebe. Die Weingartenfläche hingegen sank nur minimal um 2.808 Hektar (vgl. Statistik Austria 2011; 2012b). Ein möglicher Grund für den minimalen Rückgang der Fläche im Vergleich zur relativ vielen Betriebsauflösungen kann sein, dass bevorzugt Betriebe mit wenig Weingartenfläche schließen beziehungsweise größere Betriebe deren Weingärten pachten oder kaufen. In der Weinbauregion Kamptal verhält es sich ähnlich wie in Niederösterreich. Von 1.491 im Jahr 1999 sind 2009 noch 1.014 Weinbaubetriebe übrig geblieben. Die Rebfläche allerdings ging im selben Zeitraum lediglich um 67 Hektar zurück.

	Betriebe nach einer Rebfläche ...									
	unter 2 ha		2 bis 3 ha		3 bis 4 ha		4 bis 5 ha		5 ha und mehr	
	Betr.	ha	Betr.	ha	Betr.	ha	Betr.	ha	Betr.	ha
NÖ	7.084	4.387	811	1.999	503	1.835	463	2.062	1.669	16.910
Kamptal	616	376	69	176	48	169	33	148	248	2.931

Tabelle 4: Weinbetriebe nach Rebflächen 2009. Quelle: Statistik Austria.

In meiner Untersuchungsregion gelten, nach den Aussagen von WinzerInnen, Weinbaubetriebe unter fünf Hektar als klein. Wie die Tabelle zeigt, überwiegen bei weitem „kleine“ Betriebe. Die kleinbetriebliche Struktur hat mit erschwerten naturräumlichen

⁶ Die Daten aus dem Jahr 1999 sind der Weingartengrunderhebung 1999 entnommen (vgl. Statistik Austria 2012b). *Der Weinbau in Österreich* (2011) lieferte die Zahlen für 2009. (vgl. Statistik Austria 2011) Die Zahlen der Tabellen in der vorliegenden Arbeit, sind zum Zweck der Lesbarkeit nach mathematischen Regeln auf- bzw. abgerundet worden.

Bedingungen und komplexeren Figurationen in der Erbsitte zu tun. Zum einen beeinflusst die geographische Lage – bedingt durch klimatische Bedingungen (panonisches Klima), Hanglage und Böden im Grenzbereich des ertragreichen Weinbaus – einen Strukturwandel enorm. Zum anderen kommt es durch die übliche Erbgewohnheit der Region zu Aufteilungen der Weingartenfläche, was zu immer kleineren Betrieben führt. Die Weinbautriebe in Altenhof zählen zu den „kleinen“ Betrieben. Zwei der untersuchten Höfe besitzen zwei bis drei Hektar Weingartenfläche, der Dritte vier Hektar. Die kleine Ortschaft ist aufgrund seiner exponierten Lage – es ist das nördlichste Weinbaudorf des gesamten Kamptals – von den schwierigen klimatischen Bedingungen (z.B. späte Nachtfröste) stark betroffen (vgl. Homepage Altenhof).

Neben dem Anbau ist die Weinvermarktung ein zentrales Thema für die WinzerInnen in Altenhof. Dazu muss erwähnt werden, dass das Kamptal zu den acht Weinbaugebieten Österreichs⁷ zählt, die den sogenannten DAC-Status erreicht haben (siehe Abbildung 2).



Abbildung 3: 8 Spezifische DAC-Weinbaugebiete. Quelle: © ÖWM

„*Districuts Austriae Controllatus*“ (DAC) ist eine herkunftstypische Bezeichnung für Qualitätsweine aus Österreich. Das Appellationsverfahren DAC wurde im Jahr 2003 mit dem Ziel eingeführt, in Österreich erstmals die Herkunft über die Rebsorte zu stellen (vgl. Flak et. al. o.J.: 2).⁸ Der DAC kann beantragt werden, wenn ein paar wenige her-

⁷ Neben den acht erwähnten DAC-Weinbaugebieten, gibt es in Österreich acht Weinbaugebiete mit Focussorten (vgl. Wein Österreich 2012: Strategie des Herkunftsmarketing).

⁸ Über die genauen gesetzlichen Vorschriften, siehe BGBlA 2010a: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich.

herkunftstypische Focussorten⁹ und gebietstypische Weinstile definiert wurden. Ist ein Gebiet der Ansicht, diese Anforderungen zu erfüllen, kann das „Regionale Weinkomitee“ über das für Österreich zuständige „nationale Weinkomitee“ beim Landwirtschaftsministerium einen DAC-Status beantragen (vgl. Österreich Wein 2012a). Bei dieser Maßnahme geht es primär darum, einen oder ein paar wenige herkunftstypische Qualitätsweine für die Region zu definieren, um diese dann wiederum national und international marketingtechnisch hervorzuheben (vgl. Lebensministerium 2012a; Arbeitgeber/Waxenegger/Skurnik 2011: 3). Je nach Region werden unterschiedliche Rebsorten als DAC-Qualitätsweine definiert. Die Kamptaler WinzerInnen dürfen demnach nur die Sorten Grüner Veltliner und Riesling als DAC-Qualitätsweine führen und diese mit einem auf den Herkunftsort hinweisenden Etikett versehen. Die DAC-Bestimmung schreibt vor, dass alle anderen Qualitätsweine lediglich mit der generischen Bezeichnung¹⁰ beschriftet werden dürfen (vgl. Österreich Wein 2012b; BGBLA 2010a; BGBLA 2010b).

Der historische sowie aktuelle Exkurs zur Katastralgemeinde Altenhof, der Marktgemeinde Schönberg am Kamp und dem Weinanbau im Kamptal, war mir ein Anliegen, da mit Hilfe dieser Hintergrundinformationen das soziale Handlungsfeld der Akteure, in dem Fall der WinzerInnen aus Altenhof, besser zu verstehen ist. Bevor ich im Kapitel *Drei Welten in einem Weindorf* auf das jeweils spezifische Umfeld der WinzerInnen eingehe, möchte ich meine Feldforschung, den ich als intensiven Prozess empfunden habe, beschreiben.

⁹ Focussorte sind Rebsorten die einem Weinbaugebiet zugeordnet sind und für diese Region „typisch“ sind. Im Kamptal wird unter anderem die Rebsorte Grüner Veltliner als Focussorte bezeichnet.

¹⁰ Als generische Weinbaugebiete werden jene Bundesländer bezeichnet in denen Wein angebaut wird. Die wichtigsten generischen Weinbaugebiete sind Niederösterreich, Burgenland, Steiermark und Wien. Generische Bezeichnungen sind demnach Angaben auf den Weinetiketten Hinweis auf das Bundesland.

3 Feldforschung als Prozess

Die empirische Basis meiner Forschung beruht auf einer klassischen ethnographischen Herangehensweise (DeWalt/DeWalt 2002; Hume/Malcock 2004; Agar 1980). Ethnographische Arbeiten beziehen sich auf eine Vielzahl von Techniken und Methoden. Diese Methodenvielfalt ist eine der wesentlichen Unterschiede gegenüber anderen Disziplinen. Sie hat den Vorteil, „[...] dass sich die verschiedenen Verfahren, Informationsquellen und Daten gegenseitig ergänzen und kontrollieren“ (Beer 2008: 11). Eine klassische ethnographische Vorgehensweise beinhaltet aber auch eine konsequente Planung für die in der Kultur- und Sozialanthropologie als Markenzeichen geltenden Feldforschung (vgl. *ibid.*).

Die Methodenvielfalt verlangt allerdings nach einer genauen Beschreibung der konkreten Vorgehensweise. Dabei ist es wichtig auf einige Fragen einzugehen:

- Wie ist man auf das Thema gekommen,
- aus welchen Gründen wurde die Forschungsregion gewählt,
- wie sind die Fragestellungen entstanden,
- anhand welcher Methoden und Techniken wurden die Daten erhoben,
- wie hat die spätere Aufarbeitung ausgesehen,
- welches Erhebungs- und Auswertungsverfahren wurde herangezogen.

Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, beschreibe ich im Folgenden meine Arbeitsschritte sowie die von mir gewählten Techniken und Methoden, denn „[N]ur wer versteht, wie Ethnologen ihre Daten gewinnen, kann die Ergebnisse beurteilen, einordnen und kritisieren“ (Beer 2008: 9).

Die klassische ethnographische Herangehensweise ist ein sehr komplexes Unterfangen. Daher spricht man in der Methodenliteratur aber auch in ethnographischen Texten von einer intensiven Planung als Voraussetzung einer guten Feldforschung, die im Weiteren die Basis für relevante Ergebnisse legt (vgl. Bernard 1998; Beer 2008). Um für meine Forschung einen realistischen Zeitplan zu erstellen, teilte ich das gesamte Projekt in drei Phasen. Die Abschnitte der Forschung bestehen aus Vorbereitungsphase, Feldaufent-

halt¹¹ und Nachbereitungs- bzw. Aufbereitungsphase (vgl. Beer 2008: 29). Dies stellt in der Kultur- und Sozialanthropologie durchaus eine übliche Herangehensweise dar. Bei der Wahl des Themas, der Fragestellungen und der Auslese bestimmter methodischer Werkzeuge, spielen vor allem Phase eins und zwei eine herausragende Rolle. Die Wahl eines spezifischen Themas sowie das Erstellen von Fragestellungen fällt vorwiegend und auch in meinem Fall in die erste Zeit des Feldaufenthaltes, der sogenannten „explorativen Phase“. Die Vorbereitung und einen Teil des Feldaufenthaltes habe ich im Rahmen des in der Einleitung beschriebenen Feldpraktikums vollzogen. So ist in diesen Phasen oft die Rede von „Wir“, da einige Themen in Gruppen erarbeitet wurden. „Wir“ bezieht sich in demnach auf die TeilnehmerInnen des Feldpraktikums und mich. Vor allem betrifft das die „explorative Phase“, besonders die „explorativen Gespräche und Interviews“,¹² so wie den ersten Teil der „problemorientierte Phase“¹³ im Zuge des Feldaufenthaltes.

3.1 Vorbereitung

In der Vorbereitungsphase haben wir uns zum einen mit der Organisation rund um den Feldaufenthalt beschäftigt. Da die Wahl der Region schon getroffen war, war es unsere Aufgabe, die Anreise, Unterkunft und alle für einen erfolgreichen Einstieg in den Feldforschungsaufenthalt notwendigen Details zu planen und zu organisieren.¹⁴ Zur Vorbereitung gehört aber zum anderen auch, so viele Informationen wie möglich über die Forschungsregion zu sammeln, insbesondere zu regionalen Besonderheiten, aktuellen Debatten sowie für die Region relevanten spezifischen Themen. Der erste Kontakt mit der Gemeinde Schönberg am Kamp fand virtuell über das World Wide Web (www) statt. Die zahlreichen, sehr benutzerfreundlich angelegten Links, liefern einen Quer-

¹¹ Die Phase des Feldaufenthaltes teilte sich in meinen Fall wiederum in drei Abschnitte auf: die „explorative Phase“, die „Phase zwischen den Aufenthalten“ und die „problemorientierte Phase“.

¹² Auf den „explorativen Charakter“ gehe ich weiter unten in diesem Kapitel genauer ein.

¹³ Die in dieser Phase geführten Interviews fanden in der Regel zu zweit statt. Diese Methode hat den Vorteil, dass sich der/die ErstinterviewerIn auf das Interview konzentrieren kann, während der/die ZweitinterviewerIn sich um das technische Equipment kümmert, Mimik und Gestik des Interviewten beobachtet und festhält sowie eventuell Besonderheiten im Umfeld notiert. Zudem kommt es vor, dass der/die ErstinterviewerIn eventuelle wichtige Fakten überhört, da er/sie zu sehr auf den Inhalt und die Abfolge des Interviews konzentriert ist. Die Aufgabe des/der ZweitinterviewerIn ist es, auf solche Momente zu achten und gegebenenfalls nachzufragen.

¹⁴ Zur Begründung der Regionalauswahl siehe weiter unten.

schnitt über sämtliche Bereiche der Gemeinde. Nicht nur aktuelle Debatten und Termine werden für die Benutzer der Homepage angezeigt. Auch auf statistische Gemeindedaten über längerfristige sozioökonomische Veränderungen wird mit Link auf die Homepage der Statistik Austria und des Landes Niederösterreich verwiesen (vgl. Website Schönberg am Kamp 2012a). Diese Internetseiten lieferten quantifizierte Daten, wie die demographische Entwicklung, die Arbeitsverhältnisse, Daten zu Gebäuden und Wohnungen, Familien und Haushalten sowie Gemeindefinanzen u.v.m., die hilfreich dabei waren, erste Eindrücke über die Region zu sammeln (vgl. Website Niederösterreich 2007a und Website Statistik Austria 2012a). Für geographische und geopolitische Informationen bietet die Homepage Land Niederösterreich Geodaten über den interaktiven Kartendienst an (vgl. Website Niederösterreich 2009a). Mit Hilfe des interaktiven Kartendienstes ist es möglich Karten zu verschiedenen Schwerpunkten individuell zu gestalten (vgl. *ibid.*). Die von mir erstellten Karten zu Themen wie Landschaftsschutzgebiete, Natura 2000 Gebiete, Naturparke, Wasserschutzgebiete, Hochwasserbereiche u.v.m. waren für mich hilfreich, um eine möglichst breitgefächerte Information über die Region zu bekommen.

Neben diesen Recherchen haben wir uns auch mit dem Thema Wein beschäftigt. Da sich die Gemeinde Schönberg am Kamp zu Recht als eine Weinbaugemeinde versteht, war es unerlässlich dazu im Vorfeld etwas in Erfahrung zu bringen. Mit dem Beitrag *Die Landwirtschaft in der Wirtschaft – Menschen, Maschinen, Märkte* von Roman Sandgruber hatten wir eine einführende Lektüre über Wein, Weinbau und Weinbaubetriebe (vgl. Sandgruber in Ledermüller 2002: 253ff). Zudem sollte diese Phase genützt werden, um sich in weitere thematische und regionale Fachliteratur einzulesen (Filsmayer 1974, 1963; Trautsamwieser 2000, 2004).

Im Vorfeld des Feldaufenthaltes widmeten wir uns sehr intensiv den verschiedenen Techniken, welche mit einer kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung einhergehen. Damit sind in erster Linie Techniken gemeint, mit denen die zahlreichen und unterschiedlichsten Daten, die während des Aufenthaltes zusammenkommen, dokumentiert und archiviert werden können. Dafür arbeitete ich mit dem Sammelband *Methoden ethnologischer Feldforschung* von Bettina Beer. Das Werk richtet sich primär, wie sie selbst im Vorwort erklärt, an Studierende, „[...] die sich in ihrer Ausbildung Grundkenntnisse empirischer Datenerhebung aneignen müssen und an diejenigen, die ein stu-

dienbegleitendes Feldforschungspraktikum durchführen oder im Rahmen der Promotion eine erste Feldforschung planen“ (Beer et al. 2008: 7). Im Mittelpunkt der von ausschließlich Ethnologen und Ethnologinnen verfassten Beiträge stehen Verfahren der Datenerhebung und deren Dokumentation. Während der Phase der Vorbereitung konzentrierte ich mich vorwiegend auf die Dokumentation von Feldforschungsdaten.¹⁵ Dokumentation der Daten bedeutet laut Hans Fischer „[...]die Sicherung von Daten der Feldforschung in Dokumenten [...], ihr Erhalt in Niederschriften, Zeichnungen, Fotos, Filmen, Tonaufnahmen, Computern (zusammengefasst: Feldaufzeichnungen) und in Sammlungen“ (Fischer 2008: 293).

Auf welche Art und Weise es Sinn macht, die Informationen aus dem Feld zu sammeln und zu archivieren, habe ich dem Kapitel Dokumentationen von Hans Fischer entnommen (vgl. Fischer 2008: 296ff). Meine Art der Aufzeichnungen von Interviews, der informellen Gespräche und sonstiger Eindrücke, erläutere ich bei der Beschreibung meiner Methoden während der Feldforschung.

3.2 Die Phasen einer Feldforschung

Zum Abschluss der Vorbereitungen haben wir unsere nähere Forschungsregion, die Gemeinde Schönberg am Kamp sowie den Zeitpunkt der Aufenthalte festgelegt. Da die Region eine ländliche ist, war auch das übergeordnete Thema klar, die Forschung sollte sich um die bäuerliche Gesellschaft drehen. Das spezifische Thema eines jeden Einzelnen musste während der „explorativen Phase“ erarbeitet werden. Unsere eigentliche Feldforschung, also der Aufenthalt in der Untersuchungsregion, teilte sich in eine „explorative Phase“, in eine „Phase zwischen den Aufenthalten“ und eine „problemorientierte Phase“ auf. Diese Phasen sollen im Weiteren näher erläutert werden.

3.2.1 Entdecken und Kennenlernen

Die „explorative Phase“ diene dazu, einen ersten Eindruck von der Region zu bekommen, die Gegend zu „entdecken“ und erste Kontakte zu knüpfen. In der Kultur- und

¹⁵ Die Methoden, mit welchen ich meine Daten gewonnen habe, erläutere ich weiter unten im Rahmen des Feldaufenthaltes.

Sozialanthropologie ist es eine bewährte Taktik, ausgedehnte Spaziergänge zu unternehmen, um so die Forschungsregion kennen zu lernen. Dabei haben wir alles akribisch notiert und fotografiert. Jedes noch so kleine Detail bekam einen Eintrag in ein Notizbuch. An dieser Stelle möchte ich einen exemplarischen Auszug bringen, auf was alles unser Fokus gerichtet war:

- Wie ist die Infrastruktur der Gemeinde (öffentliche Verkehrsmittel, Gasthäuser, Pensionen, Supermärkte, etc.?)
- Auf welche Verkehrsmittel greifen die Einwohner der Gemeinde zurück?
- Welche Architektur überwiegt? Sind viele Neubauten errichtet worden?
- Wen trifft man auf der Straße? Wie kleiden sich die Bewohner? Wer kommuniziert mit wem?
- In welchem Zustand sind die Höfe und wie sind sie zu erreichen?

Ein Blick in meine Notizbücher und ich könnte die Liste ewig weiterführen.

Neben dem Notieren und Auskundschaften der Infrastruktur standen sogenannte ExpertInneninterviews, oder, wie es Nicole Bachleitner so schön zum Ausdruck bringt, „explorative Experteninterviews“ (vgl. Bachleitner 2012: 12), auf dem Programm. Es folgten informelle Gespräche mit Winzern und Winzerinnen und anderen BewohnerInnen der Gemeinde. Der Begriff „explorativ“ bedeutet in diesem Zusammenhang mehr über die Gemeinde, die Menschen und die Region in Erfahrung zu bringen, aktuelle Themen der Leute zu „entdecken“ oder zu „erforschen“ (vgl. Beer 2008: 22). Mit „ExpertInnen“ sind Personen gemeint, „[...] die für bestimmte Kategorien oder Probleme als besonders kompetent gelten, oftmals eher in einem unmittelbar praktischen Sinn [...]“ (Schlehe 2008: 128). Das Interesse gilt somit dem Handlungsfeld der ExpertInnen und weniger der Person an sich (vgl. Flick 2010: 214).

Als solches Interview kann mein Gespräch mit dem Bürgermeister der Gemeinde Schönberg am Kamp, Peter Haindl, gesehen werden. Als „Chef der Gemeinde“ konnte er mir einen Einblick in das Gemeinwesen geben, über sozioökonomische Veränderungen und den daraus entstandenen Folgen berichten. Er brachte mir Probleme und Sorgen der Einwohner nahe, gab einen Überblick über die politische Situation und erwähnte Schwierigkeiten, mit denen sich die Gemeinde auseinander zu setzen hat. Die aus die-

sem Gespräch gewonnen Informationen bildeten einen Grundstock für meine weiteren Gespräche in dieser Phase und darüber hinaus. Die Gespräche mit dem Bürgermeister hatten aber auch noch einen anderen, nicht zu unterschätzenden Charakter: Peter Haindl zeigte sich sehr angetan von unserem Feldforschungsprojekt und höchst erfreut über die im Rahmen des Interviews zuteil gewordene Anerkennung und Aufmerksamkeit. Als wir von ihm seine Telefonnummer mit der Bemerkung, „wenn ihr irgendetwas braucht, ihr könnt mich jederzeit anrufen“ (FTB, 12.11.2010)¹⁶, überreicht bekamen, konnte ich mit seiner Unterstützung rechnen. Mit dieser Geste zeigte er uns seine Hilfsbereitschaft und sein Verständnis, uns und unserem Projekt gegenüber. Ich möchte nicht wissen, wie sich der Forschungsverlauf entwickelt hätte, wäre ein Mann seines Amtes, aus welchen Gründen auch immer, uns und unserem Projekt negativ gegenüber eingestellt gewesen. Ich kann mir denken, dass wir die Listen der Ortsbauern und Ortsbäuerinnen nicht so einfach bekommen hätten. Oder die vom Gemeindeamt verwalteten und für uns so wichtigen Katastralpläne hätten wohl etwas länger auf sich warten lassen, als es dann tatsächlich der Fall war.

Aufgrund der eben erwähnten Gründe, messe ich dem Gespräch und Interview mit Herrn Haindl eine bedeutungsvolle Rolle zu. Doch richtig spannend waren die ersten informellen Gespräche – in diesem Zusammenhang sollte eigentlich die Rede von „explorativen informellen Gesprächen“ sein – mit den eigentlichen ProtagonistInnen meiner Forschung, den Winzern und Winzerinnen und ihren Familien. Diese Gespräche dienten viererlei Zwecken. Erstens war mir wichtig mit den Einwohnern der Gemeinde Schönberg am Kamp einen Kontakt herzustellen. Zweitens war es uns ein Anliegen, die Leute über unsere Absichten aufzuklären und dabei drittens auf ihre Reaktionen zu achten. Viertens wollten wir erste Informationen sammeln und so ihre aktuellen Themen entdecken. Aufgrund der intensiven „explorativen Phase“ konnte ich auf meine potentiellen InterviewpartnerInnen zugehen, sie persönlich kennenlernen und so mögliche Barrieren und Ängste schon im Vorhinein ab-bauen. Diese Vorgehensweise hat den Vorteil, nicht anonym per Telefon oder via E-Mail um ein Gespräch zu bitten, was sicherlich für viele abschreckend wirkt und ein schnelles Abwimmeln von lästigen Personen erleichtert. Ein weiteres Plus – der eigentliche Mittelpunkt eines solchen „explorativen informellen Gespräches“ – ist, dass oft aus einer kleinen Vorstellungsrunde ein

¹⁶ Das Feldtagebuch (FTB) liegt dem Autor vor.

intensives Gespräch mit allerlei Informationen über das Leben als Winzer oder Winzerin, den Weinbautrieb, die Familie, die Region und Gemeinde, sprich über aktuelle Themen und Interessen der GesprächspartnerInnen, wurde.

Als ein mit diesem Terminus zu bezeichnendes Gespräch kann der erste Kontakt mit Christa und Johnny Diewald genannt werden. Bei einem der Spaziergänge sind wir, nicht zufällig, zu einem Hof gekommen, der, zwar nicht an diesem Nachmittag, aber in weiterer Folge, meine Forschung weitestgehend beeinflusst hat.¹⁷ Unser Anliegen für diesen Besuch war es, einen Kontakt herzustellen, unseren Aufenthalt zu erklären und potentielle Interviewpartner zu bekommen. Beide, Winzer und Winzerin, waren von Anfang an sehr offen und informativ. Überraschend schnell war die erste Barriere gebrochen und wir saßen mit einem Glas Weißwein im Heurigengarten. Nach einer kurzen Einführung in unser Projekt sind wir von beiden mit Informationen über ihren Weinbaubetrieb und der Situation in der Gemeinde überhäuft worden. Beim Abschied freuten wir uns über einen Interviewtermin im Terminkalender. Die Informationen aus dem Gespräch, die ich fleißig notiert hatte, konnte ich im Quartier überarbeiten. Diese Daten lieferten die Basis für einen ersten Interviewleitfaden für das Gespräch mit Christa und Johnny. Unser Interesse galt zu diesem Zeitpunkt noch keinem spezifischen Thema. Vielmehr war es unsere Absicht, noch mehr über das Leben der Weinbauern und Weinbäuerinnen sowie gegenwärtige Begebenheiten zwischen AkteurInnen und Gemeinde in Erfahrungen zu bringen.

Diese Phase der Feldforschung fiel in den Zeitraum von 12.11.2010 bis 21.11.2010. Während dieser Zeit hatten wir unser Quartier in einer geschichtsträchtigen, zu Ferienwohnungen umgebauten Mühle¹⁸ an der nördlichen Grenze des Gemeindebezirks, in Plank, aufgeschlagen. Die exponierte Lage war in vielerlei Hinsicht von Nachteil. So waren wir abhängig von einem motorisierten Fahrzeug, da sonst die teilweise weiten Strecken nur beschwerlich zu bewältigen gewesen wären. Öffentliche Verkehrsmittel wie die Kamptalbahn verkehrten äußerst selten zwischen den kleinen Bahnhöfen der

¹⁷ Den Hof, meinen ersten Kontakt und den weiteren Verlauf beschreibe ich an einer anderen Stelle noch eingehend, so dass ich an dieser Stelle lediglich auf das „Explorative“ zu sprechen komme.

¹⁸ Die Geschichte der Mühle in Plank, die sich zurzeit im Besitz der Familie Rehpennig befindet, hat nicht unmittelbar mit meinem Thema zu tun. Informationen zur besagten Mühle finden sich in Pruckner, Othmar (1994): *Das Kamptal. Geschichte, Kultur, Natur, Ausflüge, Wanderungen und angenehme Plätze von der Quelle bis zur Mündung*. Wien. Falter Verlag. Marzik, Trude (1994): *Geliebte Sommerfrische*. Wien. Kremayr & Scheriau, schreibt über ihre langjährigen Besuche in Oberplank. Das autobiographische Werk beschreibt ihre Erfahrungen mit der Mühle und bietet dabei einen Einblick in dessen Geschichte.

einzelnen Katastralgemeinden. Und wenn, konnten wir auch nur jene Dörfer erreichen, die direkt an der Bahn lagen. Die Entfernung brachte auch mit sich, dass wir nicht unmittelbar bei den Weinbauern und Weinbäuerinnen waren und an ihrem Leben teilnehmen konnten. Veranstaltungen wie die Weintaufe mussten sorgfältig geplant werden, damit auch wirklich alle einen Platz in den Autos fanden. Die Lage außerhalb hatte aber auch seine Vorteile. So konnte ich mich beispielsweise nach einem langen Arbeitstag in mein Zimmer zurück ziehen und die Eindrücke ohne Ablenkung von außen verarbeiten. Diese Phase war von großer Bedeutung. Nach einem Tag im Feld sammelt sich nicht nur vieles in den Notizbüchern, die es aufzuarbeiten galt, sondern auch im Kopf. Ich habe es mir zur Angewohnheit gemacht, stets zuerst meine Gefühle, das Erlebte, ins Feldtagebuch zu schreiben, um später wieder darauf zurückgreifen zu können. Anschließend ging ich meine Feldnotizen durch und schrieb alles in Form eines Tagebuches in meinen Laptop. Das Tagebuch im Computer schmückte ich mit den dazu passenden Fotos. So konnte ich alle Daten sofort abspeichern, beschriften und archivieren. So wichtig diese Zeit war, genauso mühsam war sie auch. Nach einem langen Tag im Feld mit pausenloser Aufmerksamkeit wollte ich zuhause höchstens noch etwas essen, ein wenig mit den KollegInnen plaudern und dann ins Bett gehen. Die „explorative Phase“ war mir da eine große Lehre. Bei meinen nächsten Aufenthalten schaute ich immer darauf, zwischen den Terminen ausreichend Zeit für mich zu haben, um die Erlebnisse sofort niederzuschreiben und das Beobachtungs- und Interviewprotokoll anzufertigen. Allerdings ermöglichte uns die großzügige Infrastruktur der Ferienwohnung der Rehennigs die in dieser Phase wichtigen Gruppengespräche unter den TeilnehmerInnen zu organisieren, da die Räumlichkeiten aufgrund der Größe und Einrichtung genügend Platz für ein Büro und einen Versammlungsraum boten. Die Ablenkung aufgrund der Nähe zu den anderen Teilnehmern aber wirkte sich zum Teil auf die Konzentration bei der Aufarbeitung der Daten aus. Dies sollte sich aber bei unserem nächsten Aufenthalt, also in der „problemorientierten Phase“, ändern. In diesem fortgeschrittenen Abschnitt orientiert sich die Forschung zielgerichtet auf spezielle Fragestellungen. Um der ethnographischen Methode gerecht zu werden, empfiehlt es sich dafür, direkt bei den AkteurInnen zu wohnen, also in unserem Fall auf den Höfen der Weinbauern und Weinbäuerinnen.

Die Gespräche mit Christa und Johnny Diewald und anderen Bewohnern von Altenhof waren voller Informationen zu allen möglichen Themen, die viele Parallelen miteinander aufwiesen. Auffällig war, dass die Bauern und Bäuerinnen der drei noch vorhandenen Betriebe beim Gespräch über die allgemeinen Gemeindestrukturen sehr schnell auf die ständig sinkende Zahl von Weinbaubetrieben in der Gemeinde Schönberg am Kamp gekommen waren. Während der ersten 10 Tage wurde ich immer wieder mit dem Phänomen der Landflucht und aufgelassener Betriebe konfrontiert. Bei meinen Spaziergängen und Beobachtungen ist mir das leer stehende Gasthaus nicht entgangen, welches sichtlich bis vor einigen Jahren die Türen noch geöffnet hatte. Folgt man der Straße durch Altenhof dem Kamp flussaufwärts, also gen Norden, steht kurz vor der Ortsausfahrt auf der rechten Seite ein großes altes Gebäude. Mit seiner aufwendig gestalteten Fassade und den großen Panoramafenstern, die sich der Ortschaft zuwenden, wird einem der Eindruck vermittelt, dass dies zu anderen Zeiten ein lebhafter Ort gewesen sein muss. Meine Recherchen haben ergeben, dass diese „Villa“ als Pension geführt wurde, um den „Sommerfrischlern“ eine Unterkunft zu bieten. Als die Nachfrage und der Tourismus abflauten, mussten die Tore geschlossen werden.

Die Abwanderung aus den ländlichen Gebieten ist kein neues Phänomen. Ich kann also nicht behaupten, dass ich überrascht über diese Entwicklung war. Aber die deutlich spürbare Präsenz dieser Prozesse in den Geschichten der Dorfbewohner sowie im Dorfbild hat mich zu dieser Zeit sehr zum Nachdenken bewogen. Mich also auf Altenhof zu konzentrieren und meine Forschungsregion dahingehend einzugrenzen, war eine Entscheidung, die ich auf die Ereignisse und Erlebnisse mit den Dorfbewohnern zurückführe. Mit diesem Entschluss bin ich meinem Ziel der „explorativen Phase“ näher gekommen. Für die weitere ethnographische Forschung war es nun an der Zeit, eine geeignete Unterkunft für den zweiten Aufenthalt zu suchen. Ein Quartier, das mir erlaubt, so nah wie möglich am Leben der Familie von Weinbauern und Weinbäuerinnen teil zu nehmen. Wo stand eigentlich nicht mehr zur Debatte. Mein Weg zur Familie Diewald an diesem Tag war allerdings nicht einfach. Trotz unserer guten Kontakte und ihrer offenen, interessierten Art, kostete es mir einiges an Überwindung, sie zu fragen, ob ich in der nächsten Zeit mehr Zeit vor Ort mit ihnen verbringen darf. Immerhin bedeutete das, am Alltag der Familie teilzunehmen. Die innere Anspannung erwies sich allerdings als vollkommen überflüssig. Christa und Johnny waren nicht nur bereit, uns eine Ferien-

wohnung für den nächsten Aufenthalt zu überlassen. Selbst meinen Wunsch, ihr Leben als Weinbauern unter die Lupe zu nehmen, konnten sie sich vorstellen, auch wenn sie sich und ihre Art zu wirtschaften nicht als geeignet für eine Forschung fanden.

3.2.2 Lesen und Nachdenken

Wie bereits erwähnt, waren unsere Aufenthalte in Schönberg am Kamp so gewählt, dass wir dazwischen wieder nach Wien fahren. Das Ziel dieser Phase war es, mittels der gewonnen Daten aus der „explorativen Phase“ ein spezifisches Thema zu wählen und Fragestellungen zu entwerfen. Dafür mussten die gesamten Feldaufzeichnungen (Tagebücher, Protokolle, etc.) studiert werden. Die aufgezeichneten Tonaufnahmen wurden transkribiert und immer wieder kehrende Wortmeldungen notiert. Es war sehr angenehm, während dieser Zeit nicht in Schönberg am Kamp zu sein. So gab mir die räumliche Distanz die Möglichkeit, die Aufzeichnungen auch mit einem distanzierten Blick zu sehen. Dies habe ich als sehr hilfreich für die Aufarbeitung der gesammelten Materialien empfunden, da durch die Entfernung zum Untersuchungsgebiet die Gesamtzusammenhänge anders betrachtet werden können.

Im Verlauf dieser Phase entwickelte sich mein übergeordnetes Forschungsthema zum Generationswechsel in kleinbäuerlichen Familienbetrieben. Der Generationswechsel, also die Übergabe des Betriebes von der alten auf die junge Generation, ist ein Prozess, der nicht immer einen glücklichen Ausgang findet. Scheitert die Übergabe, bleibt dem Betrieb nichts anderes übrig, als die Felder zu verkaufen oder zu verpachten. Die Jungen sehen eine bessere Zukunft in der Stadt. In der sozialwissenschaftlichen Literatur kommt unter anderem dem Abwanderungsprozess schon seit geraumer Zeit große Aufmerksamkeit zu.¹⁹ Auch die Kultur- und Sozialanthropologie, vor allem die „Peasant Studies“, nimmt die Entwicklung bäuerlicher Strukturen als Anlass für verschiedenste ethnographische Forschungen. Parallel zu den Abwanderungen und der sinkenden Zahl an bäuerlichen Betrieben erhält sich eine beträchtliche Zahl an Bauernhöfen. An dieser Stelle möchte ich im weiteren anknüpfen, weshalb ich mich auch für dieses Thema ent-

¹⁹ Der aktuelle Stand, die Theorien und Thesen zum Thema Generationswechsel in der Landwirtschaft sind Bestandteil des Theorieteils.

schieden habe. Weiters hat mein Interesse geweckt, dass die Erbfolge im Kamptal nicht dem weitverbreitenden Anerbenrecht folgt, vielmehr eine Realteilung stattfindet.²⁰

Das Thema meiner problemorientierten Forschung soll sich also dem Generationswechsel auf kleinbäuerlichen Familienbetrieben widmen. Darauf aufbauend konnte ich erste Fragestellungen erstellen.²¹ Somit war die Zielsetzung klar und der Methodenauswahl stand nichts mehr im Weg. Daher konzentrierte ich mich die nächsten Tage darauf, mit welchen Methoden ich am besten an mein Thema und an die Fragestellungen herangehe. Schnell stellte sich heraus, dass innerhalb meiner ethnographischen Forschung der *Case Study* eine bedeutende Rolle zukam. Diese Methode stellt „[...] das alltägliche Handeln konkreter Personen in der sozialen Praxis“ (Rössler 2008: 192) ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Martin Rössler schreibt außerdem über die Anwendung der *Extended Case Study* (ECM) bei Gluckman:

„Das Verfahren [...] hatte die Entwicklung sozialer Konflikte, das Aushandeln individueller Interessen, das Interpretieren und Umgehen von Regeln sowie das Entstehen und Zerschlagen sozialer Bindungen über eine längere Zeitspanne hinweg zum Inhalt.“ (Rössler 2008: 192 zit. nach Gluckman)

In der Literatur zu Generationswechsel und bei meinen eigenen Überlegungen bin ich auf Begriffe wie Familienstruktur, Verwandtschaft, Prozesse, Erbfolge, soziale Konflikte, rechtliche Fragen oder traditionelle Handlungsmuster gestoßen. Rössler schreibt zur Anwendung der Methode:

„Sie ist explizit akteur-, handlungs- und prozessorientiert. Sie ist daher zur Untersuchung aller Problemfelder geeignet, in denen es um eine Verknüpfung um mehrere bis vieler miteinander in enger Beziehung stehender Ereignisse innerhalb eines spezifischen sozialen Kontextes geht. Von daher bietet es sich an, die Methode vor allem in den Bereichen sozialer und politischer Prozesse, rechtlicher Probleme und ritueller Zyklen anzuwenden, also überall dort, wo Handlungen eine primäre Rolle spielen. Weiterhin ist sie besonders geeignet, der Analyse von Lebensgeschichten eine zusätzliche

²⁰ Auf die Besonderheiten der verschiedenen Erbfolgen gehe ich später noch ein.

²¹ Die genauen Fragestellungen habe ich in der Einleitung bereits beschrieben.

analytische Tiefe zu verleihen, die über das rein Biographische hinausreicht.“ (Rössler 2008: 195)

Meine Wahl in Altenhof zu forschen habe ich nicht zufällig getroffen. Vielmehr waren es die offenen Gespräche mit den Familien der drei noch übriggebliebenen Höfe, die mir ihr Interesse und Vertrauen widerspiegeln. Es gefiel mir der Gedanke, mehr über diese drei Höfe in Erfahrung zu bringen.

Die ECM hat sich vom Makromodell weg hin zu „[...] exemplarischen Akteuren und ihren Handlungen auf der Mikroebene orientiert“ (Rössler 2008: 197). Es geht also um Ausschnitte des Alltags mit räumlichen und zeitlichen Kriterien, anhand dessen „[...] allgemeine Aussagen getroffen und theoretische Prinzipien abgeleitet [...]“ (ibid., 198) werden. Eine große Detailfülle, die mit Hilfe unterschiedlichster ethnographischer Techniken aufzunehmen ist, aber auch die Nähe zu den AkteurInnen und ihrem soziokulturellen Umfeld ist für eine Vorgehensweise dieser Art Voraussetzung. Um dem gerecht zu werden, benötigt man einen eingeschränkten analytischen Rahmen, da es unmöglich ist, solche intensiven Daten für eine große Anzahl an Personen zu erheben. Dieser Rahmen wird mit Altenhof beziehungsweise mit den drei Betrieben geboten. Zudem ist der Generationswechsel ein Problemfeld, bei dem es sich um die Verknüpfung mehrerer miteinander in enger Beziehung stehender Ereignisse innerhalb eines spezifischen sozialen Kontextes handelt. Also Felder für die *Extended-Case Methode* erstmals eingesetzt und später weiterentwickelt wurde.

Anfangs war ich auch begeistert von der intensiven Nähe zu den AkteurInnen, die diese Methode verlangt. Nur durch die Nähe konnte sich ein Vertrauensverhältnis zwischen mir und den AkteurInnen aufbauen, welches für den Verlauf der Forschung und der Qualität der Daten von herausragender Bedeutung ist. Ein gewisser Grad an Vertrauen ist notwendig, um intime Gespräche zu ermöglichen. Immerhin ist der Generationswechsel ein Prozess, der über mehrere Jahre hinweg stattfindet und für die Altbauern und Altbauerinnen unter anderem bedeutet, ihr Lebenswerk, mit dem sie sich sehr stark identifizieren, abzugeben. Die Übergabe ist von einer Vielzahl von Faktoren abhängig, die es zu beleuchten und zu hinterfragen gilt: Familienstrukturen, soziale Hierarchien, familiäre Konflikte, finanzielle Situation, traditionelle Muster, u.v.m. All das sind Bereiche der Privatsphäre, die üblicherweise nicht so „mir nichts, dir nichts“ ausgeplaudert

werden. Dass heißt, ein Verhältnis zu den AkteurInnen zu finden, welches auf Vertrauen aber auch auf Sympathie aufbaut, war von besonderer Bedeutung.

Dies war ein Thema, welches mich während meiner gesamten Forschung beschäftigt hat. Schon sehr früh im Forschungsprozess verband mich ein freundschaftliches Gefühl mit Christa und Johnny und das, obwohl wir uns erst kurze Zeit kannten. Damals war ich noch der Überzeugung, dass eine freundschaftliche Beziehung zu den AkteurInnen der Forschung ausschließlich hilfreich sein kann. Mit dieser Sichtweise ließ sich am ehesten ein Vertrauensverhältnis aufbauen, das notwendig war, um über intime und private Themen sprechen zu können. Verschiedene Ereignisse belehrten mich eines besseren. Einerseits wurde mir bewusst, dass wir uns noch kaum kannten. Andererseits ist ein zu nahes Verhältnis nicht ausschließlich und generell von Vorteil. Innerhalb dieser kurzen Zeit, die wir uns bis dahin kannten, von Freundschaft zu reden, war wohl wirklich etwas zu viel, obwohl mich die Sympathie gleichwohl dazu verleitete. Dann kam es zu einer Situation, die mir wieder die Augen öffnete. Christa und Johnny hatten Kristijan Miksche, Moritz Bonatti und mich zum Abendessen eingeladen. Eine angenehme Atmosphäre in ihrer, abgesehen von ein paar modernen Küchengeräten, altmodischen Bauernküche, wie man sie noch aus alten Zeiten kennt. Auf dem Speiseplan stand Schweinsschnitzel mit Salat und Kartoffeln. Zu trinken gab es naturgemäß Wein aus der eigenen Produktion. Christa musste eine beachtliche Menge anrichten, zumal zwei ihrer Söhne, Johannes und Emanuel, uns Gesellschaft leisteten. Das Essen war vorzüglich, doch noch schöner war die Situation, am Abendessen teilnehmen zu dürfen. Während dem Essen unterhielten wir uns überwiegend über uns. Christa und Johnny hatten eine Menge Fragen über unsere Herkunft, unsere Familie, zu Wien und dem Studium (dabei stellte sich heraus, dass Christa kurz Ethnologie studiert hat). Es war zu erkennen, dass Christa und Johnny uns näher kennenlernen wollten. Die Forscher wurden zu den Beforschten. Eine Situation, die mir sehr Recht war, da dies auch ein reziprokes Verhältnis innerhalb der Forschung fördert, welches sonst eher auf Einseitigkeit beruht. Es ist ein Aspekt, auf den ich während meiner Aufenthalte immer Acht gegeben habe. Sei es nach einem Interview, bei Spaziergängen oder bei einer teilnehmenden Beobachtung: es war mir immer wichtig, etwas von mir zu erzählen, um auch etwas von mir Preis zu geben. Nach dem Essen sind wir noch bis spät in die Nacht sitzen geblieben und haben so die eine und andere Weinflasche geleert. Auf was ich hinaus will, ist eine an diesem Abend

äußerst treffende Aussage von Johnny, in dem er unsere Forschung aus seiner Sicht zusammenfasste: Das, was wir (Kristijan Miksche, Moritz Bonatti und ich) hier machen, sei eigentlich schon sehr grenzwertig. Wir dringen mehr oder weniger bei ihnen ein, bohren in der Familiengeschichte herum, stellen Fragen zur finanziellen Situation, durchforsten damit die intimsten Felder der Familie und das alles nach einer kurzen Zeit des Kennenlernens. Es muss hier erwähnt werden, dass Johnnys Aussage eine Feststellung war und in keinsten Weise beleidigend oder abweisend gemeint war. Im Gegenteil, er lachte dabei und sagte gleich darauf, unisono mit Christa: „Und wir lassen das auch noch zu“ (FTB, 18.01.2011).

Dieser Abend zeigte mir, dass ich als Forscher und nicht als Freund hier bin, als einer, der zwar Nähe und Vertrauen sucht, aber trotzdem professionelle Abgrenzung braucht. Mir wurde klar, wie wichtig diese Abgrenzung für eine klare Position gegenüber den AkteurInnen und der Forschung ist.²² Ein gutes Verhältnis mit den ProtagonistInnen ist von großem Vorteil und zum Teil der Schlüssel zu detaillierten Daten, allerdings kann ein zu enges Verhältnis die Arbeit einschränken. So kam es schon vor, dass die/der eine oder andere Interviewte von mir wissen wollte, was ihre NachbarInnen aus der Region für eine Meinung zu einem speziellen Thema haben, oder wie es sich in anderen Familien verhält. Von einem „Freund“ erwartet sich jemand vielleicht eine Antwort darauf und ist eventuell enttäuscht, wenn man keine Auskunft gibt. In solchen Situationen haben alle verstanden, dass ich dazu nichts sagen kann. Vielmehr wurde mein Verhalten als sehr professionell empfunden und gab ihnen wiederum das Gefühl einer vertrauenswürdigen Person gegenüber zu stehen, die nicht alles ausplaudert, also auch nichts über sie selbst und ihren Familien.

3.2.3 *Teilnehmen und Beobachten*

Gestärkt durch den methodischen Background, einem Thema und Fragestellungen, konnte ich zum zweiten Aufenthalt, der „problemorientierten Phase“, aufbrechen. In der Zeit zwischen dem 14.01.2011 und 23.01.2011 haben Kristijan Miksche, Moritz Bonatti und ich unser Quartier, wie im Vorfeld ausgemacht, in der Ferienwohnung von Christa

²² Auch Bettina Beer beschreibt in ihrem Kapitel ... *im Feld* ... das Verhältnis zwischen „[...] Spaß, Freundschaft und gemeinsamen Erlebnissen [...]“ (Beer 2008: 22) und den damit verbundenen Schwierigkeiten im Feld. Sie ist der Meinung, dass ein/eine ForscherIn, sich immer wieder deutlich machen muss, dass es neben diesen Eigenschaften, um die Arbeit geht (vgl. *ibid.*).

und Johnny aufgeschlagen. Das Wohnen direkt am Hof der Diewalds, einer meiner drei Höfe in Altenhof, stellte sich als unentbehrlich heraus. Denn Christa und Johnny verfolgten, was die Bewirtschaftung ihrer Weingärten betrifft, eine in der Region nicht übliche Arbeitszeiteinteilung, die mich bei meiner Zeitplanung vor eine große Herausforderung stellte. Ambitioniert versuchte ich gleich zu Beginn Interviewtermine und Tage für die Mitarbeit in den Weingärten zu fixieren. Eine Notwendigkeit, da ich während meines Aufenthalts auch die Mitglieder der anderen beiden Höfe in Altenhof besuchen und Kollisionen vermeiden wollte. Christa und Johnny zeigten sich anfangs meiner Forschung gegenüber etwas skeptisch, waren aber in Folge sehr offen zu mir. Selbst dann, nachdem ich ihnen erklärt hatte, was es für sie bedeutet, Forschungsobjekte einer ethnographischen Forschung zu sein. Nämlich ständige Anwesenheit, eventuell lästige Fragen an alle Familienmitglieder, Interviews, Mitarbeit in den Weingärten und auch im Weinkeller beim Abfüllen des Weins in die Flaschen und beim Etikettieren.

Die angesprochene Herausforderung war die flexible Arbeitshaltung von Johnny und Christa. Sie argumentierten das so: Ihre Hauptarbeit spielt sich in der Natur ab. Deswegen richten sie sich auch nach der Laune der Natur und dem Wetter. Es ist ihnen wichtig, dass die Arbeit nicht nur Arbeit sein soll, also anstrengend, mühsam oder lästig. Sie wollen ihre Arbeit nicht als Belastung wahrnehmen, deswegen bearbeiten sie ihre Reben dann, wenn es passt.

Und da der passende Zeitpunkt vorrangig abhängig vom Wetter ist, ist es schwer vorzusagen, wann sie losgehen. „Wir entscheiden das immer in der Früh nach dem Aufstehen. Ein Blick in den Himmel, der Duft der Luft und entweder brechen wir auf oder nicht“ (FTB; 15.01.2011). Für mich hatte das zur Folge, dass ich jeden Morgen in der Früh aufgestanden bin, versucht habe zu erkennen, ob das heute mit der Arbeit im Weingarten etwas wird oder nicht. Und schon stand Johnny ausgerüstet mit Arbeitshandschuhen da und meinte, das sei ein idealer Tag, um die Reben zu schneiden. Dass ich grobe Probleme haben werde, meine Termine wie geplant durchzusetzen, wurde mir somit klar. Das positive daran war, dass Christa und Johnny an Regentagen sehr viel Zeit für mich hatten, die für lange Gespräche genützt wurden. Dafür war es notwendig immer schon vorab einen Leitfaden bereit zu haben, den ich sofort bei der Hand hatte, wenn es dazu kam. Die beiden anderen Höfe verfolgten da schon einen fixeren Zeitplan. Das liegt daran, dass die einen, Frau Seider und ihre Schwester, es gewohnt waren nach

geregelten Strukturen vorzugehen. Sie sahen es als wichtig an, auch für die Qualität des Weines, zu bestimmten Zeiten die jeweilige Arbeit dafür zu verrichten. Dabei spielt das Wetter keine vorrangige Rolle. Das durfte ich hautnah miterleben, als ich mit Frau Seider und ihrer Schwester auf ihrem alten Traktor nach Stiefern auf die Riede „Gehen“²³ gefahren bin, um die Reben zu schneiden.²⁴ Das feuchte Wetter war nicht angenehm. Aber die Arbeit musste getan werden, damit die Weingärten immer sauber und in Ordnung bleiben. Das war ihnen ein großes Anliegen, was nicht nur ein Blick in ihren Weingärten verrät,²⁵ sondern Frau Seider auch mehrmals im Interview betonte (vgl. Seider, R., 20.04.2011). Hier muss ich erwähnen, dass die Aufzeichnungen während meiner teilnehmenden Beobachtungen nicht immer einfach waren, da neben dem Schneiden der Reben erstens keine Hand frei war und zweitens kaum Zeit dazu vorhanden war. Zudem hätte der Regen meine Notizen völlig unleserlich gemacht. Darum war es wichtig, sobald als möglich einen ruhigen Ort aufzusuchen, um die Erfahrungen und Gedanken niederzuschreiben. Nur so konnte später auf die Daten mit gutem Gewissen zurückgegriffen und Erlebnisse wie auf der Riede „Gehen“ rekonstruiert werden.

Bei einem meiner Besuche am Hof der Bruckners wurde mir klar, warum sie einen strikteren Zeitplan verfolgten als die Diewalds. Neben dem Weinbau bewirtschafteten Anna und Josef Bruckner noch große Flächen an Äcker und sorgten sich um ihre Milchkühe sowie um die Stierzucht.²⁶ Als wir beim abendlichen Melken ins Gespräch kamen, wurde mir erläutert, dass die Produktion des Futters für die Kühe viel Zeit in Anspruch nimmt. Die Getreideäcker gehören bewirtschaftet, das Getreide aufgearbeitet, die Kühe gefüttert, morgens und abends gemolken, der Stall ausgemistet und seit der Milchwagen nicht mehr nach Altenhof fährt, muss alle zwei Tage die gemolkene Milch nach Gars gefahren werden. Bei diesem Aufwand lässt sich die Arbeit im Weingarten nicht so einfach auf den nächsten Tag verschieben. Umso glücklicher war ich, als auch die beiden eben angesprochenen Höfe und ihre Mitglieder sehr offen meiner Arbeit gegenüber standen. Nur so war es mir möglich, sie und ihre Arbeitswelt kennenzulernen

²³ Eine Riede stellt sich als ein selbstständiger Gebietsteil einer Gemeinde dar (vgl. Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem 2009). Innerhalb einer Gemeinde bestehen meist mehrere Weinbaurieden mit verschiedenen Namen, so wie die Riede „Gehen“ in Stiefern eine ist.

²⁴ Die Arbeitsschritte im Weingarten werden später näher erläutert.

²⁵ Bei meinen ersten Spaziergängen durch die Weingärten waren die Unterschiede zwischen den Weingärten von Frau Seider und der anderen nicht zu übersehen. Bei Frau Seider scheint alles perfekt und sauber zu sein. Das ist den anderen WinzerInnen auch bewusst, vor allem denen aus Altenhof, die die beiden Schwestern dafür sehr bewundern, zumal sie auch alles noch mit der Hand bearbeiten.

²⁶ Eine genaue Beschreibung der drei Höfe kommt später.

und relevante Daten durch teilnehmende Beobachtung, Interviews und informelle Gespräche zu sammeln.

Unser gemeinsames Feldforschungspraktikum endete mit dem zweiten Feldaufenthalt im Jänner. Ab diesem Zeitpunkt konnte ich schon auf eine beachtliche Datenmenge²⁷ zurück greifen, doch fehlten noch weitere wichtige Informationen, die ich schließlich während der Osterwoche zwischen dem 14.04.2011 und 21.04.2011 erheben konnte. Ein Aspekt war, den Heurigenbetrieb der Familie Diewald mit zu erleben, da im Vorfeld die herausragende Rolle des Heurigen²⁸ für den Familienbetrieb angesprochen wurde.

Das Wetter in der Osterwoche und die Öffnungszeiten des Heurigen standen dieses Mal auf meiner Seite. Der „Buschen“ wurde ab 14 Uhr vor die Hofeinfahrt gehängt. Ein Zeichen, dass der Heurige „aus`gsteckt“ hat und die Türen offen sind. So war es mir möglich, vormittags die restlichen Interviews mit den Familien der anderen Betriebe zu führen, beziehungsweise in die Weingärten von Frau Seider mit zu fahren und am Nachmittag das Geschehen am Heurigen der Diewalds zu verfolgen. Die Osterwoche im April war von Sonnenschein geprägt, was die Besucherzahl über den Tag hinweg steigen ließ. Aufgrund der Fluktuation der Besucher, ist es schwer zu sagen, wie viele es tatsächlich waren. Nach Angaben von Christa und Johnny, sind es an einem sonnigen Tag zwischen 300 und 350 Leute.

Insgesamt konnte ich während meines dritten Aufenthaltes sieben Interviews führen und fast täglich den Betrieb beim Heurigen teilnehmend beforschen, die Heurigenbetreiber sowie das Publikum beobachten und das eine und andere Gespräch mit ihnen führen. Die Beobachtungen halfen mir dabei, ein Verständnis für die Arbeit zu bekommen, die Arbeitsteilung innerhalb der Familie zu sehen und die Interaktionen zwischen den Gästen und den Diewalds folgen. Allem Anschein nach habe ich für manche Kunden einen ungewohnten Anblick geboten, als ich allein an einem Tisch meine Beobachtungen durchgeführt habe. Das führte dazu, dass mich regelmäßig Gäste an ihren Tisch eingeladen haben, da es, wie sie mir berichteten, unüblich ist, allein beim Heurigen zu sitzen,

²⁷ Die erhobene Datenmenge, sprich die geführten Interviews, stehen etwas später angeführt.

²⁸ Auf die Wirtschaftsfaktoren der Familie Diewald gehe ich später genauer ein. An dieser Stelle sei lediglich angemerkt, dass neben dem Heurigenbetrieb der Wein ab Hof verkauft wird und nach Bedarf zwei Ferienwohnungen vermietet werden. Der Heurige wird aber als die wesentliche Einkommensquelle für den Betrieb genannt.

während alle anderen in lustiger Gesellschaft locker miteinander Gespräche führen. Da nicht nur AnthropologInnen gute BeobachterInnen sind, ist auch meinen neuen TischkollegInnen das Notizbuch aufgefallen, in dem ich kurz zuvor noch akribisch meine Notizen anfertigte. Nach dem ich ihre Neugierde gestillt und die Verwendung meines Notizbuches erläutert habe, drehten sich meist die Geschichten des restlichen Abends um regionale Schwierigkeiten, Weinbau, das Leben am Land und um Christa und Johnny.

Die dafür angewendeten ethnographischen Techniken kamen während dem zweiten und dritten Aufenthalt gleich zum Einsatz. Die teilnehmende Beobachtung gilt in der Kultur- und Sozialanthropologie als eine effektive Methode, um an spezielle Daten zu kommen (DeWalt/DeWalt 2002; Hume/Mulcock 2004; etc.). Die teilnehmenden Beobachtungen haben in der Forschung mehrere Ziele. DeWalt und DeWalt stellen eines der Ziele treffend in den Mittelpunkt:

„For anthropologists and social scientists, participant observation is a method in which researcher takes part in the daily activities, rituals, interaction, and events of a group of people as one of the means of learning the explicit and tacit aspects of their life routines and their culture.“ (DeWalt und DeWalt 2002: 1)

Durch die teilnehmende Beobachtung tauchte ich in die Arbeitswelt der AkteurInnen ein und konnte für einen bestimmten Zeitraum hautnah miterleben, was es mit der Arbeit auf sich hat. So konnte ich mir ein besseres Bild über das Leben von WinzerInnen machen, als nur durch Interviews in denen mir erklärt wird, was sie wie machen. Dazu kommt, dass bei der Arbeit eine ausgelassene Atmosphäre herrscht, als bei Interviews mit Aufnahmegerät am Tisch, die oft angespannt und formell wirken. So kommt es vor, dass innerhalb eines lockeren Gesprächs während der Arbeit Details zum Vorschein kommen, die man so vielleicht nicht beachtet hätte und niemals zum Thema geworden wären. Die WinzerInnen waren anfangs etwas irritiert, als ich sie fragte, ob ich mitarbeiten dürfe. Letztendlich waren sie aber angetan von meinem Engagement und meinem Interesse ihrer Arbeit gegenüber.



Johnny erklärt Moritz den Rebschnitt

Neben der teilnehmenden Beobachtung stützte ich meine Forschung auf qualitative Interviews. Dafür stellte ich für jedes Interview zuvor einen Leitfaden zusammen der mir den Weg durch das Interview weisen sollte. Den Leitfaden strukturierte ich sehr offen, um das Interview nicht zu sehr einzugrenzen. So standen im Mittelpunkt meiner ersten Interviews allgemeine Themen, wie Fragen zur Region oder über die Weinwirtschaft. Damit wollte ich das Risiko eingrenzen, von vornherein nur über mein Hauptthema zu reden und so wichtige Daten aus dem Umfeld zu verlieren. Bei den späteren Interviews ging ich dann schon näher auf Themen zur Hofübergabe ein. Insgesamt kann ich für diese Arbeit²⁹ auf 21 Interviews zurückgreifen. Generell war meine Taktik die, den Leitfaden so zu strukturieren, dass er möglichst viele Spielräume bei der Formulierung

²⁹ Bis auf meinen dritten Aufenthalt, fanden alle anderen Aufenthalte innerhalb des Feldforschungspraktikums statt. Unser Konsens im Forschungsteam war der, dass wir alle unsere Interviews allen zur Verfügung stellen. So steht jedem von uns TeilnehmerInnen ein Pool von 73 Interviews zur Verfügung. Da meine KollegInnen zu anderen Themen als ich forschten, sind nicht alle 73 Interviews für mich von primärem Interesse. Hauptsächlich stütze ich mich in dieser Arbeit auf Interviews mit den in Altenhof beheimateten Menschen. Ausnahmen sind Interviews mit ExpertInnen, die zu spezifischen Themen ihr Fachwissen zur Verfügung stellten.

meiner Fragen sowie der Abfolge der Fragen offen hält. So konnte ich auf Themen eingehen, die nicht auf dem Leitfaden standen sondern direkt von den InterviewpartnerInnen gekommen waren.

In der Literatur kommt es zu unterschiedlichen Begriffen. „Problemzentrierte Interviews können als Kompromi(ss)bildungen zwischen leitfadenorientierten und narrativen Gesprächsformen angesehen werden“ (Hopf 1991: 178). Ähnlich beschreibt Judith Schlehe das „Problem- und Themenzentrierte Interview“. Ihr geht es

„[...] im Gegensatz zu den genannten offeneren Formen (unstrukturiertes Interview und Narratives Interview), darum [...], auf einen thematischen Fokus (der nicht unbedingt ein Problem darstellt) zu verweisen [...]. Abschweifungen sind möglich und erwünscht, sollen aber nicht uferlos sein, vielmehr hat der oder die Interviewende ggf. immer wieder zum Thema zurückzuführen.“ (Schlehe 2008: 126)

Auch wenn sie unterschiedliche Termini verwenden, geht es beiden letztendlich darum, den Leitfaden nicht mit ausformulierten Fragen zu bestücken und das Interview streng danach zu richten. Vielmehr muss Platz für spontane Änderungen vorhanden sein, um auf die GesprächspartnerInnen und eventuell wichtige Themen flexibel eingehen zu können.

Ein weiteres angewendetes Instrument innerhalb meiner Forschung war die genealogische Methode. Als genealogische Methode wird die Erhebung, Beschreibung und Notation genealogischer Beziehungen, d.h. der Verbindung durch Filiation,³⁰ Ehe und Geschwister, bezeichnet (vgl. Kraus o.J.: 12). So wird im Sinne der Kultur- und Sozialanthropologie erhoben, „[...] wer mit wem als auf welche Weise verbunden ist“³¹ (Kraus o.J.: 12). Mit Hilfe des genealogischen Interviews wollte ich die verwandtschaftlichen Verbindungen der AkteurInnen herausfinden und so ein Netzwerk darstellen,

³⁰ Filiation beschreibt die Eltern-Kind Beziehung. Innerhalb der Filiation wird noch unterschieden zwischen Patrifikation (Verbindung zwischen Vater und Kind) sowie Matrifikation (Verbindung zwischen Mutter und Kind) (vgl. Kraus: 9).

³¹ Auf die Debatten der Kinship Studies kann hier nicht eingegangen werden. Ich möchte lediglich erwähnen, dass innerhalb der Kinship Studies die Bedeutung der Verwandtschaft in den meisten Gesellschaften nicht unterschätzt werden dürfen. Als Beispiel nennt Wolfgang Kraus unter anderem unsere Gesellschaft. Bei beruflichen Karrieren in etwa, sei ein soziales Netzwerk von entscheidender Bedeutung. Vor allem aber und hier kommt die Verbindung zu meinem Thema, baut die Vererbung von Besitz, wie es die Übergabe von bäuerlichen Betrieben ist, auf Verwandtschaft auf (vgl. Kraus o.J.: 5).

welches mir zum einen ein Bild von den Erbschaften gibt. Zum anderen können mit dieser Methode aber auch andere wesentliche Fakten erhoben werden, welche die Entwicklung sozialer Beziehungen zwischen bestimmten AkteurInnen darstellen. Neben den verwandtschaftlichen Verbindungen, werden einzelne soziale Positionen, wirtschaftliche Situationen, Lebensgeschichten, gegenseitige Zu- und Abneigungen etc. sichtbar (vgl. Rössler 2008: 195).³² Um an die notwendigen Informationen zu kommen, bin ich bei der Befragung und Notation so vorgegangen, wie es innerhalb der modernen Kinship Studies³³ mehrheitlich üblich ist (vgl. Kraus o.J.; Fischer 1996). So habe ich die InterviewpartnerInnen, ausgehend von ihrem Ego³⁴ zuerst nach ihrer Abstammung gefragt. Dass heißt, nach ihren Eltern, dessen Eltern und so weiter. Anschließend nach ihren Geschwistern und dann erst nach den Familien ihrer Geschwister. Später bin ich auf den/der EhepartnerIn und dessen Familie sowie auf die eigenen Kindern eingegangen. So habe ich mich von Person zu Person durchgefragt. Da neben den Angaben der Namen auch noch andere Faktoren von Interesse waren, wollte ich zu jeder Person noch weitere Daten, wie Herkunft, Todesjahr, Beruf etc., wissen. Allerdings wurde die Reihenfolge nicht immer strikt eingehalten, da sich oft während dem Gespräch die InterviewpartnerInnen an Geschichten erinnerten in denen plötzlich andere Verwandte kamen. Da ich möglichst flexibel bleiben und den Gesprächsverlauf nicht unnötig unterbrechen wollte, kam es öfters zu einem nicht planmäßigen Verlauf des Interviews. Das habe ich nicht als störend empfunden, im Gegenteil, es wertete das Gespräch auf und brachte von den ProtagonistInnen vergessen geglaubte Erinnerungen und Fakten hervor, die zum Teil nicht unwesentlich für mich waren. So geschehen am 12.01.2011, bei meinem ersten genealogischen Interview mit Christa Diewald. Wie bei meinen späteren genealogischen Interviews mit Johnny Diewald sowie Herrn und Frau Bruckner, war Christa anfangs ihrem Erinnerungsvermögen äußerst misstrauisch gegenüber. Sie meinte gleich zu Beginn, das Interview werde nicht lange dauern, da sie sicher nicht

³² Martin Rössler sieht das genealogische Interview als eine große Hilfe innerhalb der Case Study Methode an Daten zu kommen (vgl. Rössler 2008: 195).

³³ Der englische Begriff Kinship deckt sich nicht mit dem deutschen Begriff Verwandtschaft. Kinship bezeichnet nur Blutsverwandtschaft, nicht aber die Affinalverwandtschaft, die im Deutschen ebenfalls der Verwandtschaft zugerechnet werden. Deshalb unterscheidet die Kultur- und Sozialanthropologie „[...] zwischen einem traditionellen und einem modernen Verständnis von Kinship [...]“ (Kraus: 5). Traditionell bedeutet demnach, wie im englischen Gebrauch von Kinship, nur Blutsverwandtschaft. Bezieht man im englischen Raum Affinalverwandtschaft mit ein, spricht man von „Kinship and marriage“. Heute, also dem modernen Verständnis von Kinship, werden unter Kinship meist auch Heiratsbeziehungen mit einbezogen (vgl. Kraus: 5).

³⁴ Als Ego wird die Person bezeichnet, von der die Genealogie ausgeht.

viele Verwandte nennen könne. Es dauerte keine zehn Minuten und wir fanden uns vertieft über meinen A4-Notizblock, in dem ich mit Hilfe der graphischen Darstellung³⁵ der Genealogie, eine Person nach der anderen aufzeichnete. Sicherheitshalber ließ ich nebenbei das Diktiergerät mitlaufen, um später das Gespräch besser nachvollziehen zu können. Christa hatte sichtlich Begeisterung daran gefunden, ihr Wissen über ihre eigene Verwandtschaft aufzuschreiben und beim „Erzählen“ zu rekonstruieren. Mit den Knien auf dem Stuhl und dem Oberkörper über den Tisch gebeugt, verfolgte sie akribisch meine Aufzeichnungen. Mit der Zeit half sie mir die Grafik zu zeichnen, in dem sie mich im Voraus warnte, ein neues Blatt Papier zu nehmen, weil sie dazu viele Namen kenne. Das Interview entwickelte eine eigene Dynamik. Christa zählte mir eine Person nach der anderen auf und fragte zwischendurch: „Willst du das auch noch wissen? Das weiß ich alles“ (FTB, 12.01.2011). Bei meiner Frage, ob wir nicht eine Pause einlegen sollten, meinte sie: „Nein, nein. Das finde ich irgendwie witzig“ (ibid.). Teilweise musste ich sie bremsen, um mit den Aufzeichnungen der Verwandtschaftsverbindungen³⁶ zurecht zu kommen und gleichzeitig ihren Erzählungen folgen zu können.

Um zu zeigen, welche Qualität diese Methode hat, möchte ich ein Beispiel aus dem Interview mit Christa Diewald bringen. Als wir im Interview so weit fortgeschritten waren und auf ihren Großvater väterlicherseits zu sprechen kamen, kam zum Vorschein, dass dieser, mit dem Namen Ignaz Brandl, vom Nachbarort Stiefern auf den kleinen Betrieb in Altenhof geheiratet hatte. Mit der Zeit klärte sich auf, dass sie, Christa und Johnny Diewald, so an die Rieden sowie an den Weinkeller in Stiefern gekommen waren. Offensichtlich bekam ihr Großvater Ignaz Brandl dazumal als Mitgift einen Teil der Weinfelder seiner Familie aus Stiefern, welche sich seither im Besitz der Brandls, also den Großeltern und Eltern von Christa, und heute der Diewalds in Altenhof befindet.

Insgesamt führte ich drei genealogische Interviews. Jeweils eines mit Christa und Johnny Diewald sowie ein weiteres mit Herr und Frau Bruckner. Die beiden anderen genealogischen Interviews verliefen ähnlich wie das mit Christa Diewald. Anfangs waren alle

³⁵ Hans Fischer beschreibt einige Beispiele, wie bei einem genealogischen Interview vorgegangen werden kann. Ein Beispiel davon ist, während dem Interview auf A4 Zetteln (bevorzugt kariert) den Stammbaum mit zu zeichnen. Dafür ist es notwendig, sich über die gebräuchlichen Zeichen im Klaren zu sein, um keine späteren Verwirrungen hervorzurufen.

³⁶ Ich bin der Meinung, es genügt, wenn ich beschreibe, dass ich die Genealogie mittels graphischer Darstellung aufgezeichnet habe und nicht näher auf die verwendeten Zeichen eingehe, beziehungsweise wie ich die Verwandtschaftsverbindungen abgebildet habe. Ich habe mich dabei an Hans Fischers Werk *Lehrbuch der Genealogischen Methode* (1996) gehalten, welcher zahlreiche Beispiele zur Darstellung der üblichen Notationsmodelle zeigt (vgl. Fischer 1996; Kraus: 15).

etwas überfordert mit meinen Ansprüchen. Kurze Zeit später überblickten die ProtagonistInnen die Struktur des genealogischen Interviews und wetteiferten mit sich selbst, wie viel sie noch wissen.

Überraschend war für mich die Breite an vorhandenem Wissen über die Verwandtschaft. So konnte Christa Diewald insgesamt 161 Personen namentlich nennen. Ihre Erinnerung reichte bis zur 3. Generation aufsteigend in der Patrilineage und 2. Generation in der Matrilineage. Vor allem aber in der 2. Generation beider Linages, sprich der Großeltern, konnte Christa zahlreiche Personen aus deren Kernfamilie³⁷ und darüber hinaus nennen.

Johnny Diewald zeigte ein großes Spektrum an Wissen bei den Familien der Geschwister väterlicherseits sowie mütterlicherseits. Interessant war vor allem, wie schon gesagt, die Herkunft der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern. Unter welchen Umständen sie nach Altenhof gekommen waren und was sie an Erbe mitgebracht haben.

3.2.4 *Lesen, Denken, Schreiben*

Mit welchen Methoden und Techniken ich vorgegangen bin, um an die umfangreichen Daten zu kommen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, habe ich anhand des Forschungsprozesses erläutert. Auch wenn ich im Verlauf der Darstellung des Prozesses schon das eine oder andere Mal auf die Aufarbeitung einzelner Daten eingegangen bin, möchte ich weitere grundlegende Analyseschritte erklären.

Es war mir ein Anliegen die Interviews zur Gänze zu transkribieren und nicht nur relevant erscheinende Ausschnitte davon, da ich der Meinung bin, dass anfänglich als unwichtig empfundene Passagen, bei mehrmaligen Lesen plötzlich relevant erscheinen können. Zudem können Gesamtzusammenhänge verloren gehen und so Teile des Gespräches womöglich aus dem Kontext gerissen werden, wenn einzelne Ausschnitte aus einem Interview weggelassen werden. Es wäre für die Forschung und der damit verbundenen Arbeit ein großer Verlust, aber vor allem den Beforschten gegenüber ein Vertrauensbruch.

³⁷ Die Kernfamilie baut sich aus den drei Grundverbindungen Filiation, Ehe und Geschwisterschaft auf. Aus diesen drei Grundverbindungen ergeben sich acht Verhältnisse, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Ehemann, Ehefrau, Bruder und Schwester. In der Literatur spricht man von den „primary kin types“ (Kraus: 9) oder „primäre genealogische Relationen“ (Fischer 1996: 156).

Wie schon im Prozess der Feldforschung beschrieben, bin ich durch die Beschäftigung mit der Region zu einem übergeordneten Thema gekommen, nämlich dem Generationswechsel in kleinbäuerlichen Familienbetrieben. Da ich während meiner Feldforschungsaufenthalte keine explizite Fragestellung konkretisiert hatte, waren meine Interviewthemen offen und nicht auf ein konkretes Ziel fokussiert. Erst durch den Prozess der Datenanalyse konnte ich mein Thema eingrenzen, und eine auf der Basis der Daten orientierte Forschungsfrage entwickeln. Meinen Prozess der Datenanalyse beschreibt am besten ein Zitat von DeWalt und Dewalt aus *Participant Observation*:

„Like much of the rest of the activities related to participant observation, the analyses of field notes is an interactive process. The fundamental techniques are reading, thinking, and writing; and rereading, rethinking, and rewriting. Frankly, there is no substitute for reading and rereading field notes and transcripts, each time with a particular question in mind.“ (DeWalt/DeWalt 2002: 179)

Durch den Einblick, den ich auf diese Weise in die Daten gewonnen habe, konnte ich einzelne Passagen aus den Interviews Begriffen, beziehungsweise Fragen zuordnen und Zusammenhänge einzelner Kontexte darstellen. Die Fragen, die auf diese Weise zustande gekommen sind, begleiten die gesamte vorliegende Arbeit, vor allem aber finden sie im vierten Kapitel und in analytischem Rahmen im fünften Kapitel Platz. Diese Fragen sind der eigentlichen Forschungsfrage untergeordnet. Sie stellen sozusagen einzelne Bereiche der spezifischen Forschungsfrage dar und helfen, einheitlich betrachtet, auf diese näher einzugehen.

Das wiederholte Lesen, Durchdenken, und Niederschreiben der Interviews und der Feldnotizen, brachte somit eine Fülle an Informationen bezüglich der untersuchten Familien, ihren familiären Strukturen und ihren Höfen mit sich, die sich auch in den folgenden Hofbeschreibungen widerspiegeln.

4 Drei Welten in einem Weindorf

Mit dieser Überschrift bringe ich zum Ausdruck, was sich im Folgenden für die Leserschaft darbietet. *Drei Welten in einem Weindorf* soll auf die Einzigartigkeit eines Familienbetriebes, der damit verbundenen Familien und deren Leben aufmerksam machen, wenngleich doch Parallelen in einzelnen Handlungsmustern zu erkennen sind. Um die Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede der drei Welten zu entdecken, greife ich auf die in der Kultur- und Sozialanthropologie oft zur Anwendung kommende Beschreibung, oder wie Clifford Geertz schreibt, *ethnographische Erklärung*, zurück (vgl. Geertz: 1987). Auf diese Weise versuche ich das Untersuchte, also die Familienbetriebe mit all ihren teils verstrickten Handlungsmustern, zu erhellen und gleichzeitig fremdwirkende und anfangs unerklärliche Muster aufzuzeigen sowie in Zusammenhänge begreifbar zu machen. Aufgrund meiner erhobenen Daten konnte ich auf Erzählungen von AltwinzerInnen zurückgreifen, die einen Einblick in die Geschichte der jeweiligen Betriebe geben und, soweit es die Berichte zugelassen haben, Hof- und Familiengeschichten bis in die Gegenwart rekonstruieren. Dabei habe ich mir vorgenommen den Blickwinkel nicht primär auf das vorliegende eingrenzende Thema zu legen und Aspekte sowie Auswirkungen der Erbfolge wiederzugeben, sondern vielmehr eine allgemeine Beschreibung von Haus, Hof und Familie von damals bis heute, also generationenübergreifend, nieder zu schreiben.

Wie entstand aus einem kleinen Lehmhaus, ein Betrieb mit einem etwas „außergewöhnlichen“ Heurigen? Wie kam es zu den weit verbreiteten Weingärten, die heute Frau Seider mit ihrer Schwester größtenteils mit der Hand bewirtschaftet? Was bedeutet es für Josef und Anna Bruckner und ihren Söhnen einen Mischbetrieb mit Kühen, Stieren, Äckern und Weingärten zu organisieren?

Es sind Beschreibungen oder wenn man so will, Geschichten über die Familien der jeweiligen Höfe und ihrer Vorfahren, über die Bedeutung von Verwandtschaft, über Leben und Wirken in einem bäuerlichen Dorf und im weitesten Sinne, eine Beschreibung über die Reproduktion sozialer Strukturen in bäuerlichen Kernfamilien.

4.1 Drei Generationen und ein Heuriger

Fährt man die Straße von Schönberg kommend an Stiefern vorbei, den Fluss Kamp aufwärts in die Ortschaft Altenhof, kommt auf der linken Seite eine unscheinbare Einfahrt, die zu einem versteckten Garten führt. Wenngleich das hölzerne Einfahrtstor die ganze Zeit über einladend offen steht, gibt es kaum Hinweise darauf, dass hier die Familie von Christa und Johnny Diewald wohnt. Der einzige Anhaltspunkt für die Heurigengäste ist der „Buschen“, der vor die Einfahrt „aus’gesteckt“ wird, wenn Christa und Johnny zum Heurigen einladen. Gäste und Interessierte sind auch außerhalb der Heurigenzeiten willkommen, dürfen sich auf ein Glas Wein in den Garten setzen und den Geschichten von Johnny und Christa lauschen.

Heute sind der Hof und vor allem der Heurige unter dem Namen Diewald bekannt oder eigentlich unter „Johnny Heurigen“. Bevor Johnny Diewald im Jahr 1977 Christa Brandl heiratete und zu ihr nach Altenhof zog, wurde der Hof drei Generationen lang mit dem Namen Brandl verbunden, davor wiederum lebte Familie Haindl hier. Die Geschichte der Familie Brandl in Altenhof begann mit Ignaz Brandl, dem Urgroßvater von Christa. Nach den Erzählungen von Josef und Rosa Brandl, den Eltern von Christa, fand damals auch der Weinbau in diesem Betrieb seinen Anfang. Davor, als die Urgroßmutter noch Haindl hieß, stand hier nur ein ärmliches, kleines Haus aus Lehm mit einem Dach aus Stroh. Der Urgroßvater Ignaz Brandl aber wurde als Sohn eines wohlhabenderen Winzers in Stiefern geboren. Als er Frau Haindl ehelichte und nach Altenhof zog, nahm er als Mitgift Vierviertel Weingärten aus Stiefern und den Stieferner Weinkeller mit in die Ehe. Das kleine Lehmhaus wurde durch ein großes Wohnhaus mit 80 Zentimeter dicken Steinmauern ersetzt. Bis auf einige Umbauten und Sanierungen, steht das Haus noch heute so, wie es Ignaz Brandl damals gebaut hat. Neben den Weingärten aus Stiefern betrieb die Familie eine kleine Landwirtschaft mit Kühen, Schweinen und Hühnern. Die Landwirtschaft diente hauptsächlich der Selbstversorgung. Mit den Erträgen aus dem Weinbau konnten sie sich ein wenig Geld sparen.

Die Arbeit in den Weingärten zu Großvaters Zeiten, der ebenfalls Ignaz Brandl hieß, war von Handarbeit geprägt. Eine übliche Anbaumethode war die Stockkultur. Dabei wurden die Reben in einem Abstand von einem Meter an Stöcken hochgezogen. Der Abstand zwischen den Reihen betrug 1,20 Meter. Mit Hilfe eines Ochsen, wurde die Erde umgegraben, sodass sich keine Begrünung zwischen den Zeilen bilden konnte. Der

Vater von Christa, Josef Brandl, Sohn von Großvater Ignaz Brandl, war der Jüngste von drei Kindern. Alle drei mussten in ihrer Kindheit in den Weingärten und auf den Äckern mitarbeiten. Während dem 2. Weltkrieg mussten Josef und sein Bruder Ignaz in den Krieg. In dieser Zeit waren sein Vater und seine Schwester Rosa allein am Hof. Seine Mutter Cäcilia war bereits gestorben, 1925, als er noch in die Schule ging. Hilfe am Hof hatten sie von einem 15-jährigen Polen, der nach dem Krieg in seine Heimat zurückkehrte. Josef Brandls Bruder wurde im Krieg verletzt und 1944 nach Hause geschickt. Im selben Jahr, während sich Josef Brandl in sowjetischer Gefangenschaft befand, starb sein Vater Ignaz Brandl. Vor seinem Tod hatte Ignaz Brandl den Besitz auf seine drei Kinder überschrieben. Der Vater von Josef Brandl und seinen Geschwistern hatte immer schon Josef Brandl als zukünftigen Betriebsleiter genannt. Josef Brandl kündigte per Brief seine baldige Entlassung aus der Gefangenschaft an. Als sein Bruder 1944 nach Hause zurückkehrte, suchte er sich eine Wohnung in Horn und bekam eine Anstellung bei der Krankenkassa. Seine Schwester Rosa lebte zu dieser Zeit am Hof, heiratete aber bald und zog auf einen anderen Bauernhof. Es war festgelegt worden, dass Josef nach der Betriebsübernahme seinen Geschwistern jeweils ein Jahr Weinlese als Ablöse ausbezahlen habe. Josef Brandl hatte zudem eine Stiefschwester namens Anna, die auf gleiche Weise ausgezahlt wurde. Josef Brandls Bruder wurde bald gekündigt und kehrte mit Charlotte, seiner Frau, und der gemeinsamen Tochter, ebenfalls Charlotte, zurück nach Altenhof. Um ihm zu helfen, überschrieb Josef Brandl seinem Bruder einen Baugrund und einen kleinen Weingarten in Altenhof. In der dortigen Kellergasse baute er sich einen Weinkeller und begann selbst Wein zu produzieren.

In den 1950er Jahren heiratete Josef Brandl Rosa Steiner, die Tochter eines Landwirts aus Tautendorf. Mit der Mitgift von Rosa Brandl konnte der Betrieb Schulden abbauen, die den Hof noch vom Hausbau des Großvaters belasteten.

Rosa: „Ich habe dann in Zitternberg ein Haus baut bekommen. Und dann habe ich aber die Eltern mitnehmen müssen, weil mein Bruder hat sich mit der Mutter nicht gut verstanden. Und dann haben wir die Eltern mit runter genommen [nach Altenhof] und haben das Haus verkauft, das Geld hat er [Josef Brandl] bekommen. Das war das Heiratsgeld, praktisch.“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Es war ausgemacht worden, dass auch die Eltern von Rosa Brandl, Ferdinand und Theresia Steiner, mit nach Altenhof übersiedeln, da sie mit ihrem Sohn, dem sie ihre Landwirtschaft übergeben haben, Probleme hatten. Für Josef und Rosa, deren erste Tochter Gertraud 1952 zur Welt kam und die neben den Weingärten auch noch Äcker zu bestellen sowie Kühe, Schweine und Hühner zu versorgen hatten, bedeuteten Rosas Eltern eine große Unterstützung. Theresia Steiner kümmerte sich um den Haushalt, um ihre Enkelin Gertraud und später auch um Christa, während Josef, Rosa und Ferdinand Steiner vorwiegend mit dem Weingarten beschäftigt waren. Rosas Bruder musste das Ausgedinge der Eltern übernehmen, welches üblicherweise in Naturalien ausgezahlt wurde. Bis auf ein wenig Obst einigten sich beide Parteien darauf, die Naturalien nach dem aktuellen Wert umzurechnen und sich auszahlen zu lassen.

Nach ein paar Jahren wollte Josef Brandl seinen Weinbau etwas ausbauen und suchte dafür geeignete Weingärten. So kam es gelegen, dass sich die Kinder seines verstorbenen Onkels Anton Brandl gegen eine eigene Weinproduktion entschieden hatten und ihm ihr Erbe, bestehend aus einem Weingarten in der Riede „Satz“ sowie den Weinkeller in der Kellergasse Altenhof zum Verkauf anboten.

In den 1950er Jahren änderte sich im Weinbau die Methode von der Stockkultur zur Hochkultur. Die Umstellung auf die Hochkultur fand bei den Weinbauern Zuspruch und verbreitete sich schnell. Nichts desto trotz waren damit gravierende Umstrukturierungen im Weingarten verbunden, was die Brandls vor eine große Herausforderung stellte. Um den Weingarten mit dem Traktor bearbeiten zu können, durfte die Breite der Zeilen zwischen den Reben statt 1, 20 Meter, nun drei Meter betragen. Da Rosa und Josef Brandl sich Anfang der 1950er Jahre einen Traktor gekauft hatten, war für sie die Umstellung auf Hochkultur bereits absehbar. Allerdings war dies nur mit einem hohen finanziellen Aufwand zu schaffen, weshalb sie erst nach und nach die Weingärten auf die neue Anbaumethode umstellten.

Einen Teil der Weintrauben, den Josef und Rosa Brandl im „Satz“ und in der Riede „Gehen“ in Stiefern ernteten, lieferten sie an die Winzer Genossenschaft. Den anderen Teil pressten sie mit einer alten Baumpresse aus dem Jahr 1804 im Stieferner Keller, füllten den Wein in Flaschen ab und lieferten ihn an einen Gastwirt.



Geschnitztes Datum auf der Holzpresse im Weinkeller von Stiefern



Weinkeller in der Altenkellergasse von Altenhof

Schon Rosa und Josef Brandls Betrieb kannte man in der Gemeinde als Heurigen. Im Sommer öffneten sie für sechs Wochen ihren Weinkeller in der alten Kellergasse Altenhof und verwandelten ihn in einen kleinen Heurigen mit drei Tischen, mit Plumpsklo im Wald, ohne fließendes Wasser und ohne Strom. Ihre Töchter Gertraud und Christa halfen in den Sommerferien mit, die Gäste zu bewirten. Während der Schulzeit waren beide Töchter lange außer Haus, da sich die Schule in Krems befand und der Schulweg aufgrund schlechter Zugverbindungen viel Zeit in Anspruch nahm. Gertraud ging mit 18 Jahren nach Wien um zu studieren. Christa wohnte, abgesehen von einem Kurzaufenthalt in Wien, durchgehend am Hof der Eltern. 1977 lernte sie Johnny Diewald kennen. Sie heirateten und er zog von Schönberg nach Altenhof. Johnnys Eltern, Johann und Edeltraud Diewald, hatten einen kleinen „Hobby“-Weinbaubetrieb, aber auch seine Großeltern und sein Onkel wirtschafteten mit Wein. Das Erbe seiner Eltern teilte er sich mit seinen Geschwistern. Seine Schwester Edeltraud bekam das Haus, sein Bruder Helmut den Weinkeller und Johnny einen Wald und kleine Äcker. Als Johnny auf den Hof der Brandls kam, führten diesen die Schwiegereltern noch wie zuvor beschrieben als landwirtschaftlichen Betrieb mit Kühen, Schweinen, Hühnern und Ackerfeldbau, bei dem der Weinbau nur einen kleinen Bereich darstellte. Der Heurige war bereits von der alten Kellergasse in die Garage am Hof verlegt worden.

Johnny und Christa waren in ihren jungen Jahren dem Weinbau und dem damals üblichen Spritzen mit Chemikalien gegenüber äußerst misstrauisch. Beide bewegten und bewegen sich in einer alternativen Kultur- und Kunstszenen, was sie dazu veranlasste gemeinsam mit FreundInnen ein Kulturgasthaus in Plank zu eröffnen. Mit Konzerten, Lesungen, Seminaren, Theateraufführungen, Workshops und Ausstellungen sorgten die VeranstalterInnen von 1988 bis 1992 täglich für ein buntes und abwechslungsreiches Programm. Johnny und Christa geraten ins Schwärmen, wenn sie in ihren Erzählungen zu diesem Abschnitt ihres Lebens kommen. Johnny engagierte sich in der Kulturarbeit, war Leiter des Büros der Niederösterreichischen Kulturvernetzung, Obmann der Kulturvernetzung Waldviertel, Mitbegründer und Obmann des Viertelfestivals, saß im Kultursenat der Landesregierung und veröffentlichte mit Rainer Tiefenbach und Andreas Nastl die CD „Weine(h)rliches“. Allerdings ordneten in der Gemeinde zahlreiche GegnerInnen des Kulturgasthauses in Plank das junge, alternative Publikum politisch der linken Szene, bis hin zu „KommunistInnen“, zu. Oft vermuteten sie in ihnen Land-

streicher oder Asoziale. Die GegnerInnen versuchten mit allen Mitteln die Veranstaltungen und die Besucher schlecht zu reden und betrieben die Schließung des Gasthauses.³⁸

Nach vier Jahren hielten die VeranstalterInnen diesem Druck nicht mehr Stand. Auf der einen Seite waren die kräfteaubenden Veranstaltungen und auf der anderen Seite die ständige Kritik und Anfeindungen der Gemeinde, weshalb sie das Gasthaus schlossen. Zu dieser Zeit, 1992, waren Josef und Rosa Brandl schon fünf Jahre in Pension. Da keine der beiden Töchter Interesse an der Weiterführung des Betriebes zeigte, wurde der Betrieb zwischen beiden aufgeteilt.

Rosa: „Na, wir haben es halt teilt, wir haben es teilt. Die hat ... die Ältere bekommt Weingärten, die Gerti und Christa hat das Haus und die Felder bekommen. Weil sie ja die Weingärten gar nicht wollen hat. Weil sonst hätte der Vati anders einteilt. Aber Gerti hat gesagt, das was ich bekomme das nehme ich.“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Da Christa am Hof wohnte, bekam sie das Haus, die Äcker und einen kleinen Weingarten in Altenhof. Gertraud lebt mit ihrem Mann in St. Pölten und arbeitet als Lehrerin in einem Gymnasium. Sie bekam den Großteil der Weingärten und den Stieferner Weinkeller, verpachtete diese aber an einen Weinbauern in Stiefern. 1992 stellte sich für Johnny und Christa die Frage, was sie beruflich machen werden. „Wir haben uns überlegt, von was leben wir in der Zukunft. Dann haben wir uns angeschaut und gesagt, na gut, machen wir den Weinbau, machen wir den Heurigen, weil es war ja alles da“ (Diewald J., 19.04.2011). Gewohnt in der Gastronomie zu arbeiten, entschlossen sich beide, den Heurigen der Eltern weiterzuführen, was bedeutete, den Weinbaubetrieb wieder aufzunehmen. Die Betriebsleiterin ist heute Christa Diewald, jedoch wird der Weinbaubetrieb als Gesellschaft bürgerlichen Rechts³⁹ geführt.

³⁸ Das Kulturgasthaus in Plank und deren BetreiberInnen waren Teil der Forschung im Rahmen der Diplomarbeit von Ernst Halbmayer 1990: *Kulturelle Innovation und kulturelle Konflikte am Land. Prozesse kultureller Modernisierung am Land; ein Problemaufriss am Beispiel einer Kulturinitiative im Kamptal, Niederösterreich*. Wien: Univ.-Dipl.

³⁹ An der Gesellschaft bürgerlichen Rechts beteiligen sich zwei oder mehrere Personen, die ihre Arbeitskraft und ihr Vermögen zu ihren gemeinsamen Nutzen einbringen. Sie haften solidarisch für jegliche Gesellschaftsschulden (vgl. Wirtschaftskammer Niederösterreich).

Der Pachtvertrag mit dem Stieferner Winzer war gerade ausgelaufen, so konnten Christa und Johnny die Weingärten von Christas Schwester Gertraud pachten. Die Pacht wird in Naturalien ausgezahlt, Gertraud bekommt somit ein Viertel des Jahresertrages vom Wein. Nach dem Johnny und Christa ihren Entschluss zur Wiederaufnahme des Weinbaubetriebs gefällt hatten, gingen sie mit Josef Brandl in die Weingärten und lernten die Handgriffe im Weinbau und im Weinkeller, während Rosa Brandl zu Hause ihre Enkelkinder versorgte und den Haushalt organisierte. 1992 war das Jahr, in dem Christa und Johnny ihren ersten Wein produzierten. Im selben Jahr bauten sie den Schweinestall in eine „Buschenschank“ um und steckten den „Buschen“ 1994 zum ersten Mal vor die Tür.

Bei der Führung des „Buschenschank“ profitierten Johnny und Christa von den gesammelten Erfahrungen im Gastronomiebetrieb des Kulturgasthauses. Mit vielen Stammgästen aus der Zeit des „Kulturbeisls“ konnten sie rechnen. Der Gedanke beim Heurigen ähnliche Veranstaltungen wie im „Kulturbeisl“ anzubieten, erschien ihnen reizvoll und an der Selbstständigkeit als Winzer und WinzerIn fanden sie großes Gefallen. Es entwickelte sich ein untypischer Heuriger, da das Publikum eine Mischung aus traditionellen HeurigenbesucherInnen und Liebhabern des kulturellen-künstlerischen Bereich sind. Für den Betrieb ist der Heurige existentiell. Zwar vermieten sie seit 1998 zwei Ferienwohnungen und bieten einen Ab-Hof-Verkauf an, aber die Haupteinkommensquelle stellt der Heurige dar. Die Öffnungszeiten werden in Absprache mit den anderen Heurigenbetreibern der Gemeinde festgelegt. Insgesamt öffnen die Diewalds ihre Türen vier bis fünf Mal im Jahr für zwei Wochen.

Der Heurigenbetrieb ist wichtig für die Familie, aber genauso spielt die Familie und vor allem deren Zusammenhalt, eine herausragende Rolle für den Heurigenbetrieb. Der familiäre Beitrag zum „Buschenschank“ der Diewalds zeigt nicht vernachlässigbare ökonomische Vorteile auf. Johnny beschreibt Vorzüge anhand eines Beispiels:

Johnny: „Wenn ich jetzt ein Personal bereit halten müsste, nur für die Eventualität, dass ich wen zur Hilfe brauche, dann bedeutet das, um fünf Uhr (Nachmittag) sperren wir auf, um fünf Uhr bist du da (Personal), auch wenn nichts los ist. Dann sitzt du (Personal) bis um acht Uhr (Nachmittag) herum. Dann zahl ich dir die drei Stunden und dann gehst du wieder. Aber so

ruf ich an (bei den Söhnen) und in fünf Minuten ist irgendeiner da, wenn ich sie brauch.“ (Diewald J., 20.04.2011)

Je nach Wetter schwanken die BesucherInnenzahlen, so ist es oft schwer im Voraus zu wissen, wie viele Gäste kommen werden. Sind es wenige, können Christa und Johnny die Arbeit alleine bewältigen. Kommt aber plötzlich eine Gruppe von Menschen, ist es für die beiden nicht mehr möglich, zufriedenstellend zu bedienen. Hier bietet sich ihnen die Möglichkeit, kurzfristig ihren Söhnen Emanuel, Matthias und Johannes Bescheid zu geben, die binnen fünf Minuten einsatzfähig sind. Während sie fremdes Personal über den gesamten Zeitraum bezahlen müssten, können sie ihre Kinder je nach Bedarf einsetzen und dementsprechend entlohnen. Auch bei der Herstellung der Speisen helfen die Kinder mit. Johannes Diewald lebt noch am Hof und ist der jüngste Sohn von Christa und Johnny. Hat der Heurige geöffnet, steht er täglich in der Küche und bäckt verschiedene Kuchen für die Gäste.



Heurigengarten von Christa und Johnny

Mit der Zeit wollte Johnny Diewald mehr Wissen über den Weinbau sammeln, als ihm sein Schwiegervater, der nie eine Weinbauschule besucht hatte, beibringen konnte. 1996 entschied er sich für die Ausbildung zum Facharbeiter für „Weinbau und Kellerei“. 1998 absolvierte er zusätzlich die Meisterprüfung für „Weinbau und Kellerei“.

Neben dem „Buschenschank“ und den Ferienwohnungen leisteten sich die Christa und Johnny noch eine Reihe von Sanierungen an Haus, Hof und Weingärten. Dabei wurde meistens auf die ökologische Nachhaltigkeit geachtet, wie beim Kauf der Holzvergaser-Heizung, die sie mit dem eigenen Holz aus ihren Wäldern beheizen können, oder der Warmwasseraufbereitung, die über Solarenergie betrieben wird. Die Weingärten in der Riede „Satz“ waren ungünstig gelegen, da der Vordere vom Hinteren durch einen brachliegenden Weingarten abgeschnitten wurde und sie ihn daher nicht mit dem Traktor erreichen konnten. Um beide Weingärten sinnvoll bewirtschaften zu können, war eine Sanierung notwendig. Dafür kauften sie den dazwischenliegenden brachliegenden Weingarten und ließen die insgesamt 14 Terrassen auf sieben zusammenschieben, so dass alle beieinander liegen und mit dem Traktor zu bearbeiten sind.

Heute bewirtschaften Christa und Johnny etwas mehr als zwei Hektar Weingartenfläche in Altenhof und Stiefern. In Altenhof sind es die Rieden „Kampfeld“, „Goldberg“, „Bira“ und in Stiefern die Riede mit dem Namen „Gehen“. Die Weinsorte Grüner Veltliner wird in „Gehen“ und in der „Bira“ angebaut und stellt neben den Sorten Müller Thurgauer („Kampfeld“, „Gehen“), Weißburgunder („Goldberg“, „Bira“), Zweigelt („Goldberg“, „Gehen“), Rheinriesling („Bira“) und Frühroter Veltliner („Gehen“), das größte Weinkontingent von Christa und Johnny Diewald.

Neben den Weinbauflächen, sind drei Hektar Ackerflächen im Besitz der Diewalds in Altenhof („Hintaus“, „Feld“, „Wiese“), Stiefern („Krotzen“), Plank („Gottsdorf“) und Schönberg („Schönberg“) verteilt, die alle verpachtet sind. Ihr Wald, mit insgesamt etwas mehr als zwei Hektar, befindet sich in Altenhof („Stockmais“, „Kolimais“, „Tettenhengst“) und in Stiefern („Manhartsberg“).

4.2 Zwei Frauen und ein Hof

Im Haus, in dem Frau Seider seit ihrer Geburt wohnt, lebten kurz vor dem 2. Weltkrieg noch vier Generationen. Die Struktur der Großfamilie änderte sich innerhalb weniger

Jahre. Die Urgroßeltern, beide schon sehr alt, starben kurz nach Frau Seiders Geburt, Mitte der 1930er Jahre. Die Großmutter war mit ihren zwei Söhnen und der Tochter (Mutter von Frau Seider) allein. Als ihre Söhne in den 2. Weltkrieg eingezogen wurden, waren nur mehr die Großmutter und ihre Tochter mit den drei Kindern am Hof. Der Mann der Tochter (Vater von Frau Seider) musste täglich in die Arbeit. Eigentlich wollten die Mutter und der Vater von Frau Seider nach Langenlois in das Haus ihres Vaters übersiedeln. Da aber die Großmutter alleine am Hof gewesen wäre, weil die anderen Familienmitglieder entweder gestorben oder nicht zu Hause waren, blieben die Eltern von Frau Seider mit ihr und ihren Geschwistern in Altenhof.

Frau Seiders Großmutter erkrankte an der Ruhr und starb 1944. Da beide Onkel noch immer nicht aus dem Krieg zurückgekehrt waren, lebten zu diesem Zeitpunkt nur ihre Mutter und ihre Geschwister am Hof. Der Vater war aufgrund seiner Arbeit selten zu Hause. 1947 kehrte einer ihrer Onkel aus der Gefangenschaft zurück nach Altenhof. Der zweite Onkel überlebte den Krieg nicht. Zu diesem Zeitpunkt überlegten Mutter und Vater von Frau Seider mit ihren Kindern, doch nach Langenlois zu ziehen. Als der heimgekehrte Onkel aber eine Witwe in Stiefern heiratete, meinte er zu den Eltern von Frau Seider, dass sie in Altenhof bleiben sollen, da sonst der Hof leer stehen würde.

So kam es, dass Anfang der 1950er Jahre Frau Seiders Eltern, ihr älterer Bruder und ihre Schwester am Hof der Seiders wohnten und wirtschafteten. Frau Seider und ihre Geschwister mussten schon im Kindesalter mithelfen, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Da der Vater die meiste Zeit unterwegs war und nur abends oder am Wochenende für den Betrieb da war, blieb die ganze Arbeit bei der Mutter und den Kindern. Nach der Schule mussten alle drei in den Weingarten nachkommen und Weinreben anbinden, Trauben lesen, oder sonstige Arbeiten, erledigen.

Ein weiterer großer Schicksalsschlag traf die Familie, als ihr Bruder mit nur 10 Jahren starb. Er kam bei einer Explosion ums Leben, als er mit herumliegenden, angeblichen Blindgängern aus dem Krieg, spielte. 1957 heiratete Frau Seider und hatte ursprünglich vor mit ihrem Mann nach Langenlois in das Haus zu ziehen, in das schon ihre Eltern übersiedeln wollten. Allerdings arbeitete zu dieser Zeit ihre Schwester schon auswärts in einem Spielwarengeschäft. Sie konnten ihre Mutter nicht mit dem Betrieb allein lassen, darum blieben auch sie wieder in Altenhof. Ihr Mann fand Arbeit in der Mühle in Plank und half abends sowie am Wochenende mit, die Weinreben zu versorgen. Als ihre

Mutter erkrankte und auf die Pflege ihrer Kinder angewiesen war, kam ihre Schwester wieder nach Altenhof, damit Frau Seider weiter in den Weingärten ihre Arbeit verrichten konnte.

Der Weinbau spielte in der Familie schon immer eine wesentliche Rolle. Zu Zeiten des Urgroßvaters bis in die 1950er Jahre war eine Mischwirtschaft in der untersuchten Region vorherrschend. Die gepachteten Äcker produzierten zum Großteil das Futter für die am Hof lebenden Kühe, Schweine und Hühner, der Gemüseanbau lieferte Nahrung für die Familienmitglieder. Der Weinbau galt allerdings immer als eine zusätzliche Einkommensquelle, da ansonsten kaum Geld vorhanden war. Der Betrieb hatte nicht viel Weingartenfläche, mit dem er wirtschaften konnte.

Frau Seider: „Naja, der in Stiefern unten, wo wir waren, der ist von meiner Urgroßmutter, die hat Reindl geheißten und da hat der Urgroßvater, der hat her geheiratet nach Altenhof, von Schönberg nach Altenhof. Früher war nur der einzige Weingarten (Stiefern) und der Satz. Die haben zum Haus gehört, das war nicht mehr, der Stieffner und der Satz.“ (Seider, R., 19.04.2011)

Die wirtschaftliche Lage verbesserte sich, als der Urgroßvater von Frau Seider, von Schönberg nach Altenhof zu ihrer Urgroßmutter heiratete. Mit der Hochzeit ihrer Urgroßeltern, wechselte ein Teil der Weingärten aus dem Besitz der Schönberger Familie ihres Urgroßvaters, zum Altenhofener Betrieb ihrer Urgroßmutter. Seit diesen Tagen bewirtschaftet die Familie von Frau Seider den Stieffner Weingarten mit dem Riedennamen „Gehen“ sowie den „Satz“ in Altenhof, die beide als Mitgift des Urgroßvaters bezeichnet werden können. Laut Seider konnten es nicht viele Hektar gewesen sein. Ihr Urgroßvater war froh, wenn sie zwei bis drei „Zwieämmer“⁴⁰ herstellen konnten. Um ihr Einkommen aufzubessern, haben sie einen kleinen Heurigen geführt und einen Wirten mit Wein beliefert. Ihre Großmutter heiratete nach Schönberg, ging nach dem Tod ihres Mannes aber wieder zurück nach Altenhof. Von ihr kommt ein Weingarten aus Schönberg, der seitdem zum Betrieb der Seiders gehört. Der Vater von Frau Seider kam nach der Hochzeit von Langenlois nach Altenhof. Auch er nahm als Mitgift Weingärten aus Langenlois nach Altenhof mit.

⁴⁰ Ein „Zwieämmer“ sind 56 Liter.

1965 übernahm Frau Seider den Betrieb in Altenhof von ihren Eltern. Der Besitz wurde aufgeteilt zwischen ihr und ihrer Schwester, wobei der Großteil bei Frau Seider blieb, da sie diejenige war, die immer für den Betrieb gearbeitet hatte. Ihre Schwester bekam einen Teil von den Weingärten und das Wohnrecht im Haus in Langenlois. Etwa 1985 ging ihr Onkel, der nach Stiefern geheiratet hatte, in Pension und überschrieb die Weingärten in Schönberg an die Schwester, die restlichen Weingärten an Frau Seider. Bewirtschaftet werden die Weingärten von beiden Schwestern, so als wäre es ein Betrieb. Heute gehören zum Hof von Frau Seider und ihrer Schwester, beide mittlerweile um die 70 Jahre alt, insgesamt 2,5 Hektar Weingartenfläche, die sie gemeinsam bewirtschaften.



Weingarten im Bründlgraben

Die Fläche ergibt sich aus neun verschiedenen Rieden („Spiegel“, „Tal“, „Hochl“, „Kalvarienberg“, „Reiner“, „Satz“, „Bira“, „Bründlgraben“, „Höh“), die wiederum in vier Katastralgemeinden der Gemeinde Schönberg am Kamp (Zöbingen, Schönberg, Stiefern, Altenhof) und in Langenlois, verstreut sind. Ihre Arbeitsweisen erinnern an

Erzählungen, die aus den 1960er Jahren stammen und räumen ihnen heute viel Anerkennung seitens der NachbarInnen ein. Ihre einzige technische Modernisierung für den Betrieb ist ihr Traktor, den sie in den 1970er Jahren gekauft hatten und noch heute nutzen. Aber nicht alle ihre Weingärten sind mit dem Traktor erreichbar. Die, die sie nicht erreichen, müssen sie durch Handarbeit pflegen. Alle Arbeiten, die mittlerweile in so gut wie allen anderen Weinbaubetrieben aus meiner Forschungsregion, mithilfe technischer Hilfsmittel erledigt werden, verrichten die beiden 70 jährigen Frauen von Hand.



Abgelegener Weingarten der mit der Hand bewirtschaftet wird

Mit der „Buckelbuten“⁴¹ gehen sie, je nach Witterung, fünf bis zehn Mal pro Jahr in die Weingärten und spritzen die Weinreben gegen Pilzerkrankungen und Schädlingen. Während andere Weinbaubetriebe aus der Gemeinde vermehrt auf Eisensteher zurückgreifen, die als Steher für die Drahtverbindungen zum Anbinden der Weinreben dienen, befreien noch heute Frau Seider und ihre Schwester Holzpflocke mit zwei Meter Länge und 5 Zentimeter Durchmesser eigenhändig von der Rinde, um diese als Steher zu verwenden. Es sind die traditionellen Arbeitsmethoden, die den Schwestern große Hoch-

⁴¹ Als „Buckelbuten“ werden die Rückentragen genannt, in denen sich das Spritzmittel befindet, das die Reben vor Pilzerkrankungen und Schädlingen schützen soll. Diese „Buckelbuten“ kamen früher, als die Weingärten noch nicht mit dem Traktor befahren wurden, zum Einsatz.

achtung bringen. Dass ihre Weingärten trotz der erschwerten Umstände durch Handarbeit und des hohen Alters der beiden Winzerinnen, immer in einem tadellosen Zustand sind, ist ein weiterer Aspekt.

Zu den Weißweinsorten, die die beiden Schwestern anbauen, gehören der Grüne Veltliner, Weißburgunder und Welschriesling, Der Zweigelt ist die einzige Rotweinsorte im Sortiment. Vor 20 Jahren lieferten sie die Trauben an die Winzer Genossenschaft. Die Weinverarbeitung im Weinkeller rentiert sich für die beiden Schwestern nicht, da die Verarbeitung einen Mehraufwand mit sich bringt, bei der die Kosten den Nutzen deutlich übersteigen würden. Da die Weintrauben direkt nach der Lese im Keller weiterverarbeitet werden müssen, bedeutet das, dass nach einem ganzen Tag im Weingarten die halbe Nacht mit dem Pressen der Trauben verbracht werden muss. Am nächsten Tag in der Früh beginnt derselbe Ablauf von vorne.

Frau Seider: „Ich stell mich ja nicht die ganze Nacht runter, wie früher, wie der Onkel hier war und der Mann fort in der Arbeit. Da sind wir oft die halbe Nacht unten gewesen im Keller, pressen. Und am nächsten Tag bin ich wieder aufgestanden, in den Weingarten Trauben Lesen.“ (Seider, R., 19.04.2011)

Nachdem Frau Seider mit den Strukturen der Winzer Genossenschaft nicht zufrieden war, wechselte sie ihren Weintraubenabnehmer. Seit etwa 20 Jahren liefern sie die gelesenen Trauben an Jurtschitsch, einen großen Weinbaubetrieb in Langenlois, der neben seiner eigenen Produktion, Weintrauben von anderen WinzerInnen zukaft, presst und in Flaschen abfüllt. Da der Betrieb von Jurtschitsch näher gelegen ist, als die Lager von der Winzer Genossenschaft, spart Frau Seider sich am Abend nach der Lese, wenn sie die Trauben liefert, einige Stunden an Fahrt. Anstatt erst um drei oder vier Uhr in der Früh, kommt sie jetzt um ein Uhr früh nach Hause. Im Herbst, wenn es zur Lese kommt, ist in den Weingärten der beiden Schwestern viel Arbeit zu erledigen. Neben ihren Kindern, Schwiegersöhnen, deren Eltern, Neffen und Enkelkindern, helfen NachbarInnen und Bekannte, um die Trauben von den Reben zu pflücken.

Frau Seider erwähnt, dass sie im wesentlichen ihre Weingärten so bearbeiten kann, wie sie es sich vorstellt. Lediglich den Zeitpunkt der Weinernte bestimmt Jurtschitsch. Gelesen wird Riede für Riede extra, das bedeutet, wenn Jurtschitsch die Anweisung gibt, dass

heute die Trauben vom „Berg“ geerntet werden sollen, weiß Frau Seider, dass sie ihre Rieden in den höheren Lagen ernten muss. Die Preise pro Kilogramm Trauben variieren jährlich und sind zudem abhängig von den Zuckergraden. 2010 bekam Frau Seider und ihre Schwester für den Grünen Veltliner mit 18-19 Zuckergraden einen Euro pro Kilogramm. Der Welschriesling ist ein „Kleinzweiger“, was bedeutet, dass nicht so viele Kilogramm, wie beispielsweise beim Grünen Veltliner, an einer Rebe hängen. Daher war Jurtschitsch 2010 der Welschriesling ein Euro dreißig für 18 Zuckergrade wert und ein Euro vierzig für 19 Zuckergrade.

Auf die Frage hin, wie viel Kilogramm Weintrauben sie in einem Jahr ernten, antwortet Frau Seider: „Najo, wir dürfen ja nicht zu viel, wir dürfen am Hektar 9000 Kilo liefern“ (Seider, R., 20.04.2011). Im Gegensatz zu dem Weinskandal von 1986 überwiegt seither die Qualität gegenüber der Quantität im österreichischen Weinbau. Aus diesen Gründen schreibt das österreichische Weinbaugesetz vor, dass 9000 Kilogramm Weintrauben pro Hektar Anbaufläche nicht überschritten werden dürfen. Dieses Gesetz lässt die Qualität des Weines steigen, da vor dem Lesen mehrmals durch die Rieden gegangen wird, um die schlechteren Trauben auszusortieren. Das bewirkt zum einen, dass die restlichen Weintrauben auf der Rebe mehr Zuckergrade erreichen und somit die Qualität angehoben wird. Zum anderen aber werden geringere Mengen geerntet, was zu einem geringeren Einkommen führt. Frau Seider gibt sich bescheiden und meint, dass die Einnahmen für sie beide gerade ausreichen. Schwierig wird es bei größeren Ausgaben. 2009 mussten sie ihren Traktor zur Reparatur in die Werkstatt stellen. Für die Kosten, die aufgrund der Reparaturen angefallen waren, mussten sie zwei Jahre lang die Weinreben schneiden, Triebe anbinden, „ummiackern“,⁴² schlechte Trauben auspflücken, Spritzen, Lesen und zuletzt die gereiften Weintrauben liefern.

4.3 Die „Wirtschaft“ mit der Mischwirtschaft

Die Architektur der Häuser und Höfe in Altenhof ist von einstöckigen Gebäuden geprägt. In den letzten 20 Jahren ist kein neues Haus gebaut worden. Lediglich vereinzelte Renovierungen sind vorgenommen worden, wie in etwa am Hof der Familie Bruckner.

⁴² „Ummiackern“ bezeichnet das Umgraben zwischen den Reben. Damit wird die Erde zwischen den Reben gelockert und Unkraut entfernt.

Betrachtet man alte Fotoaufnahmen, die im Besitz der Familie Bruckner sind, ist der Unterschied vor den Um- und Zubauten von Haus und Wirtschaftsgebäuden zu den benachbarten Höfen kaum zu erkennen. Ein im Vergleich zu heute unauffälliges einstöckiges Haus mit einem Hof, umfriedet von einer zwei Meter hohen Mauer und einem hölzernen Einfahrtstor zur Straßenseite. Innerhalb der Mauern befanden sich eine Scheune und der Geräteschuppen. Seit etwa 20 Jahren präsentiert sich das Gelände auf dem Josef und Anna Bruckner heute wohnen und arbeiten, vergleichsweise modern. Im Wesentlichen unterscheidet sich heute der renovierte Hof zu den Nachbargebäuden durch das zweite Stockwerk und dem auffälligen gelben Anstrich an Haus und Zaun.



Hof von Anna und Josef Bruckner

Der Betrieb in Altenhof ist um 1920 in den Besitz des Großvaters von Anna Bruckner Heinrich Hack und ihrer Großmutter Leopoldine Hack gekommen. Seit Großvater Heinrich Hack wurde eine Mischwirtschaft aus Kuhhaltung, Ackerbau und Weinbau betrieben, allerdings noch nicht in diesem Umfang, wie der Betrieb heute wirtschaftet. Leopoldine und Heinrich Hack hatten zwei Kinder, die ebenfalls Heinrich und Leopoldine

Hack hießen. Leopoldine heiratete nach Kotzendorf in der Nähe von Gars auf einen landwirtschaftlichen Betrieb. Der Sohn Heinrich Hack ehelichte die aus Stiefern stammende Anna Hack⁴³ und übernahm den Betrieb seiner Eltern. Anna Bruckner, die aktuelle Betriebsleiterin, ist die Tochter von Heinrich und Anna Hack. Sie wuchs mit ihren Großeltern, die den Betrieb gründeten und ihren Eltern aber ohne Geschwister auf. Ihre Großmutter starb 1961 als Anna Bruckner noch ein Kind war. Ihr Großvater starb neun Jahre später. Bis Josef Bruckner 1978 Anna Hack ehelichte und von Kammern nach Altenhof zog, waren sie nur zu dritt am Hof. Josef Bruckner war als Kind von der Familie Bruckner aus Kammern adoptiert worden. Er wuchs in einem Betrieb auf, bei dem vorzugsweise mit Wein gewirtschaftet wurde. Ein Jahr nachdem Josef Bruckner bei den Hacks lebte, kam ihr Sohn, Thomas Bruckner auf die Welt.

Die oben beschriebenen Umbauten sind kurz nach der Geburt von Thomas, Anfang der 1980er Jahre, vorgenommen worden. Heinrich und Leopoldine Hack waren bereits alt, wollten in Pension gehen und hatten den Betrieb ihrer Tochter überschrieben. Der Besitz ist heute zwischen Josef und Anna Bruckner aufgeteilt. 1985 kam der zweite Sohn Michael auf die Welt. Die Bruckners befanden sich gerade in der Umbauphase am Haus und erneuerten zusätzlich den Stall und richteten einen Maschinenraum ein. In dieser Phase konnten sich Josef und Anna Bruckner auf Heinrich und Leopoldine Hack verlassen. Leopoldine Hack kümmerte sich um die Kinder und sorgte für den Haushalt, während mit der Hilfe von Heinrich Hack die Äcker und der Weinbau bewirtschaftet wurden.

Josef Bruckner konzentrierte sich zu Beginn mehr auf den Weinbau. Sein Schwiegervater war es gewohnt auf den Äckern und mit den Tieren zu arbeiten. Er pflügte die Felder um und machte Furchen in den Boden, in die seine Schwiegermutter die Erdäpfel legte. Es waren diese alten Methoden, von denen sich sein Schwiegervater Heinrich nicht trennen wollte, und die es Josef Bruckner erschwerten, neue Methoden einzuführen. Bei seiner Ausbildung in der Landwirtschaftsschule lernte Herr Bruckner neue landwirtschaftliche Methoden, die manche Arbeiten erleichtert hätten. Heinrich Hack konnte sich beispielsweise nur sehr schwer vom Anbau des Klees für die Futterherstellung der Kühe trennen, obwohl der Klee im Vergleich zum Maisanbau, mehr Zeit in Anspruch nimmt und in Summe weniger Ertrag bringt als der Mais. Mit der Zeit konnte sich Herr

⁴³ Die Familie von Anna Hack aus Stiefern hieß im Nachnamen ebenfalls Hack.

Bruckner durchsetzen und seinen Schwiegervater von den Vorteilen moderner Methoden überzeugen und so weitere Umstellungen im Betrieb vornehmen.

Verändert hat sich unter anderem die Vermarktung des Weins. Noch einige Jahre nach der Übernahme handelten Josef und Anna Bruckner mit dem Wein so, wie schon zuvor ihr Vater, der die geernteten Weintrauben im Weinkeller presste, aufbereitete und in Flaschen abfüllte. Die Kunden, die Heinrich Hack mit dem Wein belieferte, waren zum Großteil Gastwirte und vereinzelt auch Privatkunden. Josef und Anna Bruckner erweiterten zuerst den Kundenstamm bis nach Zwettl und Bad Ischl. Herrn Bruckners Interesse galt allerdings mehr der Landwirtschaft, als dem Weinbau. Er pachtete, zusätzlich zu den bereits in der Familie befindlichen Äckern, weitere Felder von Nachbarn. So bewirtschaftet die Familie Bruckner heute die Äcker von Familie Diewald.



Frau Bruckner bei ihrem abendlichen Ritual

Zudem vergrößerten sie ihren Tierbestand. Die Milch der Kühe wurde bis vor einigen Jahren in Altenhof abgeholt. Seit dem die Milchabnehmer die Fahrten nach Altenhof eingestellt haben, müssen die Bruckners ihre Milch in das neun Kilometer entfernte Gars liefern, was für sie einen zusätzlichen Zeitaufwand bedeutet. Die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Flächen und der gesteigerte Tierbestand brachten einen erhebli-

chen Mehraufwand mit sich, sodass die Produktion von Wein eine zu große Belastung für den Betrieb wurde. Sie konnten sich nicht mehr der aufwendigen Kellerarbeit und der Vermarktung des Weins widmen. „Wie gesagt, ein gemischter Betrieb ist ganz ein schlechter Betrieb für den, der halt sagt, er will halt auch von sein Leben was haben, nicht“ (Bruckner J. und A., 16.11.2010). Das war der Grund, warum sich Josef und Anna Bruckner dazu entschieden haben, die Weinproduktion so weit zu reduzieren, dass sie mit ihrer Tierhaltung und der Landwirtschaft zu recht kommen. Da die Weingärten aber nun einmal im Besitz der Familie waren, wollten sie nicht gänzlich auf den Anbau von Weintrauben verzichten. Zumal der Handel mit Wein beziehungsweise den Weintrauben, eine zusätzliche Einkommensquelle darstellt. Aufgrund der aufwendigen und zeitintensiven Kellerarbeit, fassten sie den Entschluss, das Pressen der Weintrauben und Abfüllen in Flaschen einzustellen. Das bedeutete, dass sie auch die Lieferungen nach Bad Ischl und Zwettl einstellten. „Wir sind nach Bad Ischl ... 18 Jahr sind wir nach Bad Ischl gefahren mit Wein, des haben wir jetzt aufgehört, auch weil einfach die Arbeit zu viel ist, nicht“ (Bruckner J. und A., 16.11.2010). Diese Umstellungen fanden vor etwa 20 Jahren statt. Die Winzer Genossenschaft in Krems suchte zu der Zeit noch WinzerInnen, die ihnen Weintrauben liefern. Für Josef und Anna Bruckner war und ist bis heute noch die Weintraubenlieferung ein Kompromiss, um mit der doppelten Belastung eines „gemischten Betriebes“ besser umzugehen.

Die Winzer Genossenschaft ist eine Organisation, die Weintrauben von Weinbauern und Weinbäuerinnen aufkauft und mit dem daraus gewonnenen Wein auf dem Markt handelt. Wie schon beschrieben, erspart den Bruckners die Lieferung der Trauben an die Winzer Genossenschaft einiges an Arbeit in der Weinproduktion. Allerdings werden sie mit den Vorgaben der Winzer Genossenschaft im Weinanbau eingeschränkt. So war die Rotweinsorte „Blauer Portugieser“ jahrelang eine der Hauptsorten der Familie Bruckner. Da vor einiger Zeit ein Überfluss an Rotwein vorhanden war, gab die Winzer Genossenschaft die Anweisung an die WinzerInnen, den Weinanbau auf Weißweinsorten zu konzentrieren. Die Bruckners rodeten daraufhin einen Teil der Sorte „Blauer Portugieser“ und ersetzten ihn durch eine Weißweinsorte.

Auch bei der Weinlese erstellt die Winzer Genossenschaft enge Terminvorgaben, bei denen nicht nur die Tage der Ernte bestimmt werden, sondern auch die zu erntenden

Rieden und Weinsorten. Außerdem darf die Weinlese nicht mit einer Lesemaschine erfolgen, sondern es muss mit der Hand gelesen werden.

Josef und Anna Bruckner sind mit der Situation und der Lieferung an die Winzer Genossenschaft überwiegend zufrieden, doch erschweren ihnen die Vorschriften die Arbeit. Ein Kritikpunkt an der Genossenschaft, der Herrn Bruckner unzufrieden stimmt, ist die Einteilung der Rieden in Klassen, nach dem sich der Traubenpreis richtet. Eine Riede mit Klasse 1 bedeutet gute Verhältnisse für die Weinreben: Südhang, viel Sonne und guter Boden. Diese Faktoren führen in der Regel zu Weintrauben mit bis zu 20 Zuckergraden, was den Preis der Trauben steigen lässt. Während bei einer Riede mit Klasse 4 diese Faktoren nur zum Teil oder überhaupt nicht gegeben sind und deshalb geringere Zuckergrade erreicht werden. Im Besitz der Familie Bruckner befindet sich ein Weingarten in der Riede „Gaisberg“ in Zöbing und die Riede „Goldberg“ in Altenhof, die beide mit Klasse 1 klassifiziert worden sind. Bruckners Riede im „Bründlgraben“ in Altenhof allerdings, wird mit der Klasse 4 geführt, da die Weinreben nicht im Südhang liegen und auch sonst keine idealen Verhältnisse herrschen. Den Fehler im Modell des Traubenpreises anhand der Einteilung der Rieden in Klassen, sieht Josef Bruckner darin, dass die Qualität der Weintrauben, welche nach den Zuckergraden gemessen wird, nicht alleine von den Witterungsverhältnissen und der Ausrichtung des Geländes abhängig ist. Zwar spielen diese Faktoren eine wesentliche Rolle, doch kann bei guter Pflege des Weingartens einer Klasse 4 ein hoher Zuckergrad erreicht werden und sollte dementsprechend entlohnt werden.

Josef: „Aber wie ich sag, wie es jetzt da in Altenhof und in Bründelgraben draußen ist, die Weingärten sind sicher nicht die besten [Rieden], aber wenn einer auf einen Weingarten drauf schaut und die Laubarbeit macht und nicht viel Trauben drauf hat, dann bringt er auch 19 Grad zusammen. Natürlich hat er einen späteren Lesetermin ein bisschen, nicht. Aber er bringst auch zusammen und da müsste halt der Preis auch passen.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Herr Bruckner ist also der Meinung, dass der Traubenpreis sich eher nach den Weintrauben beziehungsweise den Zuckergraden der Weintrauben richten sollte als nach den Rieden.

Neben den Weingärten in den Rieden „Goldberg“, „Gaisberg“ und „Bründlgraben“, besitzen die Bruckners Weingärten in der Riede „Gehen“ in Stiefern, und einen am Heiligenstein. Zählt man die Flächen der verteilten Weingärten zusammen, kommt man auf 4 Hektar Weingartenfläche, auf denen die Weinsorten Grüner Veltliner, Müller Thurgauer, Chardonnay, Riesling, Neuburger, Zweigelt und Blauer Portugieser angebaut werden.



Weingarten der Bruckners mit Ausblick ins Tal

Heinrich Hack, der bis zuletzt mitgeholfen hat, starb 1995. Etwa zur selben Zeit erkrankte ihre Mutter Leopoldine Hack und nahm zunehmend die Aufmerksamkeit von Anna Bruckner in Anspruch, weshalb Josef Bruckner bei der Bewirtschaftung der Äcker zum Großteil auf sich alleine gestellt war. Thomas, der ältere Sohn, machte Mitte der 1990er Jahre eine Ausbildung als Mechaniker. Die restliche Zeit unterstützte er seinen Vater in der Landwirtschaft und im Stall.

Seit 2003 haben Anna und Josef Bruckner ihren Betrieb auf biologische Landwirtschaft und biologischen Weinbau umgestellt. Obwohl ihnen die hohe Feuchtigkeit in der Re-

gion das biologische Wirtschaften erschwert, haben sie sich aus Gründen der Nachhaltigkeit der Böden und den Grundwasserproblemen, vor allem aber wegen der Förderungen für die biologische Anbauweise entschieden. Das feuchte Wetter begünstigt das Vorkommen von Krankheiten und Pilze, die die Weinreben befallen und die Weintrauben ungenießbar machen. Während konventionelle WinzerInnen das Auftreten von Pilzen und Schädlingen durch das Spritzen von Chemikalien verhindern beziehungsweise bekämpfen können, dürfen biologisch wirtschaftende Betriebe lediglich mit pflanzlichen Mitteln gegen Krankheiten, Pilze oder Schädlinge vorgehen. Da die Spritzmittel auf biologischer Basis eine geringere Wirkung zeigen als die chemischen, müssen die Bruckners die Weingärten häufiger spritzen als konventionelle WinzerInnen.

Josef Bruckner ist der Meinung, dass ihr Einkommen aus der biologischen Landwirtschaft in etwa so hoch liegt, wie aus konventioneller Landwirtschaft. Zwar können konventionelle Betriebe in etwa die doppelte Menge an Ertrag ernten und verkaufen, doch erhalten die Bruckners für ihren biologischen Betrieb staatliche Förderungen und können zudem ihre Produkte zu höheren Preisen verkaufen. Josef Bruckner rechnet vor, dass er 4000 Kilogramm Weizen pro Hektar erntet und dafür derzeit 300 Euro pro Tonne bekommt. Ein konventioneller Betrieb erwirtschaftet um die 8000 Kilogramm Weizen pro Hektar und erhält 150 Euro pro Tonne. Letztlich sieht Josef Bruckner die Mehrarbeit, welche für einen biologischen Betrieb aufgewendet werden muss, als einen der wesentlichen Unterschiede zu den konventionellen Betrieben.

Thomas Bruckner möchte den Betrieb einmal von seinen Eltern übernehmen und die biologische Landwirtschaft weiter betreiben. Allerdings weiß er nicht, wie es mit dem Weinbau weitergeht. Die Zeit, die er im Weinbau aufwenden muss, geht ihm in der Landwirtschaft ab. Anna und Josef Bruckner können noch nicht genau sagen, wie sie den Betrieb übergeben werden. Anna Bruckner meinte 2011, sie wolle nächstes Jahr in Pension gehen. Darum steht am Hof der Bruckners die Frage im Raum, wie sie ihren Besitz zwischen ihren Söhnen aufteilen wollen. Sie sehen darin eine richtungsweisende Entscheidung für den Betrieb.

Josef: „Es ist halt so, man muss sich irgendwie schon entscheiden, weil es kann nur einer den Betrieb übernehmen, es geht nicht, dass du sagst, es bleiben jetzt zwei daheim und miteinander, da müsste der Betrieb schon viel

größer sein, nicht, dass zwei leben können davon.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Da der Betrieb aufgeteilt ist zwischen ihr und ihrem Mann, werde sie ihren Teil an Thomas überschreiben. Thomas wird dann gemeinsam mit seinem Vater und mit der Hilfe seiner Mutter den Betrieb bewirtschaften. Wenn für Josef Bruckner die Zeit kommt in die Pension zu gehen, wird er seinen Teil des Betriebes ebenso an Thomas übergeben, weil er der Auffassung ist, den Betrieb nicht zwischen dem Übernehmer und dem, der nicht am Hof bleibt, aufteilen zu können. Allerdings relativiert Josef Bruckner etwas später seine Aussage.

Josef: „Den Betrieb kann man eigentlich nicht richtig aufteilen, weil der was daheim bleibt ... ich kann nicht dem anderen genau so viel geben wie dem, das geht nicht. Das ist halt immer, der kriegt halt dann a Geld oder irgendwas oder ... wie es bei uns ist, weiß ich noch nicht. Zuerst haben wir eigentlich geglaubt, weil der Michael hat gesagt, den Weinbau will er haben.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Michael, der jüngere Bruder von Thomas, arbeitet bei einer Firma als KFZ-Mechaniker. Als er seine jetzige Frau kennen lernte, zog er zu ihr und ihren Eltern, die ebenfalls einen Betrieb mit Landwirtschaft und Weinbau führen. Neben seiner Arbeit, hilft Michael seinen Schwiegereltern die Äcker zu bearbeiten. Michael, seine Frau und die Schwiegereltern helfen den Bruckners bei der jährlichen Weinlese im Herbst. Als Gegenleistung fährt die Familie Bruckner nach Fels, um Michaels Schwiegereltern bei der Lese zu unterstützen. Da Thomas die Landwirtschaft weiter ausbauen möchte und kein Interesse am Weinbau zeigt, wäre es für Anna und Josef Bruckner eine Option, die Weingärten an Michael zu übergeben. „Wir haben nur 4 Hektar Weinbau, das ist zum Überleben zu wenig, ist eh klar, ist viel zu klein“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010). Für sie ist ihr Betrieb mehr ein landwirtschaftlicher, der die Weintrauben anbaut, weil die Weingärten vorhanden sind. Somit wäre der Verlust der Weingärten kein so großer.

4.4 Zusammenfassung

Anhand der oben angeführten Hofbeschreibungen ist zu sehen, welche Parallelen sich zwischen den Höfen, trotz der individuellen Geschichten, Erfahrungen, Wirtschaftsweisen und Lebens- beziehungsweise Familienzyklen, ergeben. Bei allen drei Familien wird der Verwandtschaft, vor allem aber der erweiterten Kernfamilie, eine herausragende Rolle zu gesprochen. Schon Josef und Rosa Brandl sahen in Rosas Eltern, deren Ausgedinge sie übernahmen, eine große Unterstützung für sie und somit für den Betrieb. Dasselbe wiederholt sich eine Generation später, wo Christa und Johnny mit Respekt von der Hilfe der Eltern berichten. Auch Anna und Josef Bruckner erzählen aus der Zeit ihrer Übernahme den vielen notwendigen Umbauten die sich mit der Geburt ihrer Kinder kreuzten und die sie ohne die Hilfe ihrer Eltern nicht auf diese Weise bewältigen hätten können.

Aber auch die junge Generation hat ihre Position auf dem Hof. Alle drei Beispiele zeigen auf ihre Art, die mitarbeitende Rolle der Kinder, sobald sie in einem arbeitsfähigen Alter sind. Erst durch deren Hilfe kann der Betrieb auf Arbeitskräfte von außen verzichten, sei es in der Landwirtschaft von Josef und Anna Bruckner, im Weinbau von Frau Seider oder beim Heurigen von Christa und Johnny.

Die Beschreibungen zeigen auch, dass bevorzugt dem jüngsten Nachkommen der Betrieb übergeben wird. Bei genauer Betrachtung der Familienkonstellationen und den Altersstrukturen der am Hof lebenden Personen, ist zu erkennen, dass oft die jeweilige Lebensphase des Jüngsten oder der Jüngsten mit dem von Seiten der ÜbergeberInnen als passendsten empfundenen Zeitpunkt der Übergabe korreliert. Wie das Beispiel der Übergabesituation von Rosa und Josef Brandl auf Christa und Johnny Diewald zeigt, ist der Zeitpunkt der Übergabe bei Antritt zur Pension der ÜbergeberInnen. Zu diesem Zeitpunkt ist es oft der Fall, dass die älteren Kinder nicht mehr am Hof leben, dorthin auch nicht zurückkehren wollen und deswegen nicht als ideale ÜbernehmerInnen gesehen werden. Allerdings und das zeigt uns das Beispiel von Anna und Josef Bruckner, wird auch das Interesse der Nachkommen an der Landwirtschaft bei der Übergabe berücksichtigt.

Ein weiteres Spezifikum der Weinbaubetriebe wird in der Beschreibung deutlich, wenn die WinzerInnen von ihren in der Gemeinde verstreuten Weingärten erzählen. Dieses Phänomen ist großteils auf die Vererbungsgrundform zurückzuführen. Dass bedeutet,

weichende Erben, die auf einen anderen Hof heiraten, wird oftmals ein Teil der Weingärten mitgegeben.⁴⁴ So haben sich über Generationen die Weingärten von Frau Seider auf die Gemeinde verteilt, was ihre Arbeit, wie wir gesehen haben erheblich erschwert. Alle untersuchten Höfe haben ihren Besitz zwischen Winzer und Winzerin oder Geschwistern aufgeteilt. Man spricht in diesen Fällen von einer Gütergemeinschaft oder dem Ehegattenhof beziehungsweise bei Christa und Johnny von einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts, welche, wie der Ehegattenhof, ein gemeinsames Vermögen vorsieht. Zwei der Höfe, jener von Christa und Johnny sowie der von Frau Seider und ihrer Schwester, haben bei der Übernahme zum Teil auch schon kurz zuvor, den Betrieb von einer Mischwirtschaft auf einen reinen Weinanbau umgestellt. Als Grund dafür wird der hohe Arbeitsaufwand, der durch die Kombination von Tierhaltung, dem Ackerbau und dem Weinanbau entsteht, genannt.

Ich hoffe durch die Beschreibung der Höfe Aufschlüsse über die Reproduktion von sozialen Strukturen einer bäuerlichen Familie gegeben zu haben. Im Folgenden Kapitel werde ich einige dieser Fakten aufgreifen, mit Zitaten aus den Interviews erläutern und mit Theorien zu diesem Themenkomplex bearbeiten.

⁴⁴ Auf den Zusammenhang zwischen der Übergabe an eine bevorzugte Person und der Mitgift von Weingärten an weichende Erben gehe ich im nächsten Kapitel genauer ein.

5 Die Erbfolge oder die Folgen des Erbes

Im Kapitel *Feldforschung als Prozess* habe ich die ethnographischen Methoden und in *Drei Welten in einem Weindorf* die sozialen Strukturen dreier bäuerlicher Familien in der untersuchten Katastralgemeinde Altenhof skizziert. In diesem Kapitel möchte ich mich nun der für diese Arbeit vorliegenden Forschungsfrage nach der Erbfolge in bäuerlichen Familienbetrieben weiter annähern, in dem ich mich auf folgende ausgewählte Teilfragen konzentriere: Welche Vererbungsgrundform wird in Altenhof angewendet: Anerbenrecht oder Realteilung? Wer erbt: Söhne oder/und Töchter, die ältesten, oder die Jüngsten? Welcher Zeitpunkt der Übergabe des Erbgutes wird als Ideal betrachtet? Ist das Vermögen zwischen den Ehepartnern aufgeteilt? Wenn ja, welche Rolle spielt die Mitgift? Wer trifft die Entscheidung, welche/r Erbberechtigte welches Erbgut bekommt? Wer übernimmt die Kosten? Mit diesen Fragen bearbeite ich einzelne Aspekte meiner spezifischen Forschungsfragen und nähere mich einer Antwort auf die große Hauptfrage. An dieser Stelle muss allerdings erwähnt werden, dass diese Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit stellt. Soziale Strukturen in bäuerlichen Familien sind ein enorm komplexes Themengebiet (vgl. Haan 1994: 10; 154), sodass ich mich lediglich einzelnen Aspekten zuwenden konnte, da der Rahmen einer Arbeit, wie sie hier vorliegt, begrenzt ist.

Der Prozess vom Forschungsthema über die Akteure bis hin zur eigentlichen Forschungsfrage wurde in der Einleitung, beziehungsweise am Ende der methodischen Herangehensweise, schon ausreichend diskutiert, weshalb nicht noch einmal näher darauf eingegangen wird. Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass ich die in diesem Kapitel gestellten Teilfragen, aus den Kategorien gebildet habe, die bei der Analyse des gesamten Datenmaterials⁴⁵ in den Vordergrund getreten sind. Das heißt, die für mich in diesem Zusammenhang relevanten stichwortartigen Kategorien, habe ich in Fragen umgewandelt.

Anhand meiner Fragen, konnte ich zum einen die Interviews zum wiederholten Mal kritisch hinterfragen und zum anderen die mir zur Verfügung stehende Fachliteratur in

⁴⁵ Das gesamte Datenmaterial setzt sich aus den Protokollen der teilnehmenden Beobachtungen, den genealogischen sowie qualitativen Interviews, den Notizen aus dem Feldtagebuch und anderen gesammelten Quellen, wie in etwa der Meisterarbeit von Johnny Diewald, zusammen.

die Analyse einarbeiten. Dieser Verknüpfung zwischen Theorie auf der einen Seite und Praxis auf der anderen soll sich dieser Teil der Arbeit widmen.

Bevor ich mit Hilfe von Interviewausschnitten und Zitaten aus der Fachliteratur eine Frage nach der anderen konkretisiere, scheint es mir sinnvoll, einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Anerbenrechts in Österreich mit seinen wesentlichen Aspekten zu geben. Generell muss erwähnt werden, dass sich der Transfer von bäuerlichem Besitz auf die nächste Generation im internationalen Vergleich voneinander unterscheidet (vgl. Errington 2002). Allerdings werden auch regional verschiedene Erbprozesse praktiziert. In Österreich gibt es zwar seit 1958 ein bundesgesetzliches Anerbenrecht, allerdings sind davon nicht alle Bundesländer betroffen.⁴⁶

„Die Hauptaufgabe des neuen Anerbenrechts bestand darin, die Einheit des Hofes zu wahren und die Auszahlung der Abfindungsbeträge so festzuhalten, dass dadurch ein Ruin, ebenso wie eine Zersplitterung des Hofes, vermieden wird und der neue Bauer auch weiterhin wohlbestehen kann (...).“ (Russegger 1961: 146)

Wie schon das erste umfassende bäuerliche Erbrecht von Joseph II., welches die Unteilbarkeit der Hofstelle und den Mannesvorzug in der josephinischen Gesetzgebung vorsieht, versucht man mit dem neuen Anerbenrecht auch die Einheit des Hofes zu wahren (vgl. Brauneder 1980: 61).

Was die Übergabep Praxis von bäuerlichem Besitz noch komplexer macht, ist die Tatsache, dass die Regeln des Erbrechts lediglich zur Anwendung kommen, wenn vor dem Tod der Erblasser keine Lösung mittels Übergabevertrag getroffen wurde.

„Die Regeln des Erbrechts lösen die Frage, auf wen das Vermögen einer verstorbenen Person, des Erblassers, übergehen soll; sie sind Verteilungsregeln für den Todesfall“ (Brauneder 1980: 55)

Übergabeverträge ermächtigen den Übernehmer den Besitz noch vor dem Tod des Übergebers zu übernehmen (vgl. Seiser 2000: 101; Brauneder 1980: 64). Wird der

⁴⁶ Ausgenommen vom bundesgesetzlichen Anerbenrecht sind Tirol und Kärnten die ältere landesgesetzliche Regelungen haben (vgl. Brauneder 64).

Transfer mittels Übergabevertrag geregelt, kommt es oft zu einem Widerspruch zwischen dem Gewohnheitsrecht („customary law“) und dem gesetzlichen Recht („statutory law“) (vgl. Seiser: 2000: 101). Über die Bedeutung des Gewohnheitsrechts bei der Weitergabe des bäuerlichen Vermögens schreibt Kretschmer folgendes:

„Wie die Untersuchung der Entwicklung des bäuerlichen Erbrechtes zeigt, wurde die Praxis des Erbganges im mitteleuropäischen Raum nicht so sehr durch das gesetzliche Recht als vielmehr durch die Erbsitten bestimmt, die sich in ihren Grundstrukturen durch Jahrhunderte wenig verändert zu haben scheinen.“ (Kretschmer 1980: 83)

Demnach spielt das staatliche Recht bei der Praxis des Erbganges gegenüber den Erbsitten – auch als Gewohnheitsrecht bezeichnet – eine untergeordnete Rolle. Sieht man sich die Verbreitung der bäuerlichen Erbgewohnheiten an, werden zwei Vererbungsgrundformen deutlich. Dabei wird zwischen einer geschlossenen (Anerbensitte) und einer offenen (Realteilung) Vererbung des Besitzes unterschieden (vgl. Kretschmer 1980: 82). Bei der geschlossenen Vererbung findet keine Aufteilung des unbeweglichen Erb-gutes statt, was bedeutet, dass das Vermögen an einen Erben übergeben wird. Die Realteilung hingegen sieht die Aufteilung des landwirtschaftlichen Besitzes auf alle Erb-be-rechtigten vor. Letzteres kommt in Österreich nur selten vor, während Höfe ohne Aufteilung weit verbreitet sind.

„Roughly speaking, partible inheritance areas in Austria are found only in the extreme west and east of the country. In the greater part of Austria farms are transferred without partition, preferably to the eldest son.“ (Seiser 2000: 101)

Grundsätzlich unterscheidet man innerhalb der Anerbensitte zwischen einem Minorat (Ultimogenitur, Jüngstenrecht) und einem Majorat (Primogenitur, Ältestenrecht), also ob der Besitz an den jüngsten oder ältesten Sohn übergeben wird. Die übliche Praxis, wie in Österreich übergeben wird, ist die Anerbensitte mit Primogenitur (Kretschmer 1980: 88). Ultimogenitur wird in Oberösterreich und Niederösterreich bevorzugt, mit

Ausnahme des Innviertels und der Weinbauregion Niederösterreichs (vgl. Seiser 2000: 101;).

Die Ausnahme von der Ultimogenitur der Weinbauregionen Niederösterreichs, kann ich nicht bestätigen. Wie ich feststellen konnte, wird in der untersuchten Region ebenfalls bevorzugt nach dem Jüngstenrecht übergeben.

Christa: „(D)er Jüngste hat da meistens die Wirtschaft und die anderen haben da teilweise ein bisschen was bekommen, ein bisschen was mitbekommen. Aber nicht weiß Gott wie viel. Oder teilweise auch gar nichts, wie es halt war, das war alles möglich.“ (Diewald, Ch., 20.04.2011)

Christa Diewald ist um einige Jahre jünger als ihre Schwester und hat das Haus und die Äcker als Erbe bekommen. Für Christa war das nichts besonderes, dass sie am Hof geblieben ist. Ihre Schwester Gerti war um einige Jahre älter und ging nach Wien um zu studieren, während die Eltern damals noch nicht bereit waren ihren Besitz zu übergeben. Wie sich anhand meiner genealogischen Aufzeichnung mit Christa herausstellte, war auch ihr Vater Josef Brandl der jüngste von drei Kindern, der den Betrieb wiederum von seinen Eltern geerbt hatte (vgl. Diewald, Ch., 12.01.2012). Das Beispiel von Christa Diewald und ihrem Vater Josef Brandl zeigt, dass von dem vorgeschriebenen Erbrecht, der Primogenitur, Abstand genommen wird und das Gewohnheitsrecht den Jüngeren beziehungsweise die Jüngere als geeignetere Übernehmer sieht.

5.1 Zeit zum Übergeben

„The way in which ultimogeniture was applied cannot, therefore, be regarded as a rule or norm proper, but rather as a practice that resulted from the age structure of the person living on the farm and from the parents’ ‘willingness to hand over’.“ (Seiser 2000: 102)

Die Anwendung der Erbsitte, also den Jüngsten als einen idealen Übernehmer zu sehen, hat unter anderem mit der Alterskonstellation der am Hof lebenden Personen zu tun. Ausschlaggebend für die Erbfolge sind somit das Alter der Bauern und das ihrer Kinder

(vgl. Korosec 2008: 39). Bekommt das Ehepaar in jungen Jahren ihre Kinder, so kann das später zu Schwierigkeiten bei der Erbfolge führen. Haben die Übergeber das Alter erreicht, um den Hof weiterzugeben, sind die ältesten Kinder zu alt und leben nicht mehr am Hof der Eltern. Sie scheiden als potentielle Übernehmer aus. Hingegen das jüngste Kind befindet sich zu diesem Zeitpunkt in einem passenden Alter um eine Familie zu gründen und den Betrieb weiterzuführen.

Welche Phase in ihrem Lebenszyklus die WinzerInnen in Altenhof als den idealen Zeitpunkt für die Übergabe des Besitzes an die nächste Generation sieht, zeigen die folgenden Interviewausschnitte:

Josef: „(D)ie ersten Tage wo ich 65 Jahre alt war, hab ich meine Pension. Zuerst mal hab ich mein Vermögen abgeben müssen, nicht, den Besitz abgeben. Deshalb hab ich gleich die Hälfte der Gerti und die [andere] Hälfte der Christa [gegeben].“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Johnny: „Die haben auch schon sehr frühzeitig den ganzen Hof übergeben ...

Christa: ... najo, frühzeitig ...

Johnny: ... najo, eigentlich schon sehr zeitig ...

Christa: ... najo, sie waren zum Pension gehen ...

Johnny: ... ja, das schon, aber nicht zum Sterben ...

Christa: ... na, zum Sterben nicht, aber wenn man in Pension gehen will, muss man das auch irgendwie regeln. Das hat schon passt.“ (Diewald, Ch. und J., 15.11.2010)

Josef: „[I]rgendwann, wo der Schwiegervater Pension kriegt hat, hat er gesagt: ‘So jetzt übergeb ich den Betrieb.’ Und mir haben dann weitergewirtschaftet.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Eine andere Passage verdeutlicht, wie der errechnete Zeitpunkt der Übergabe auch beeinflusst, wann mit dem Denkprozess über das ganze Prozedere der Übergabe des Betriebes begonnen werden sollte:

Christa: „Aber so in, wenn man denkt, ich bin 51, der Jonny 52, wenn man sagt in 10 Jahren in etwa täten wir, weiß nicht, wie das sein wird mit dem Pensionssystem, täten wir in Pension gehen. Sollten wir sich das halt, ja, naja, fünf Jahre könnten wir uns noch Zeit lassen. In die nächsten fünf Jahre müsste man dann halt irgendwann anfangen zum überlegen.“ (Diewald, Ch., 20.04.2011)

Dem Zeitpunkt der Übergabe⁴⁷ kommt eine herausragende Rolle bei der Erbsitte zu. Das Gewohnheitsrecht, welches in Altenhof den Jüngsten bei der Erbfolge bevorzugt, ist kein zwingender Aspekt, spiegelt aber den üblichen Brauch der hiesigen Bauern, den Betrieb bei Antritt zur Pension zu übergeben, wieder und passt zeitlich oft mit der Ultimogenitur zusammen. Es muss hier betont werden, dass nicht alleine die Altersstruktur der am Hof lebenden Personen ausschlaggebend ist für die Auswahl des Übernehmers. Auch wenn aufgrund des Lebenszyklus die Ultimogenitur von untersuchten Bauern, als Argument für die Übergabe genannt wird, so rückt das Interesse für den landwirtschaftlichen Betrieb des Übernehmers in den Vordergrund. Folgender Interviewausschnitt zeigt, welche Auswirkung das Interesse an der landwirtschaftlichen Tätigkeit des Übernehmers auf die Erbfolge hat.

I: „Und wie hat sich das ergeben, dass das der Älteste übernimmt?“

⁴⁷ Für weitere Informationen über den Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt der Übergabe und dem familiären Lebenszyklus verweise ich auf Chayanov, A. (1986 [1966]): *The Theory of Peasant Economy* und Danecker, J. et al (2008): *Familienzyklus: Vom Kind zum/zur Betriebsleiter/In – ein Leben mit der Landwirtschaft*.

Josef: Ja das war von Haus aus schon so, der eigentlich für die Landwirtschaft [Interesse gezeigt hat]. Er ist doch um sechs Jahre älter wie der andere [Sohn] und der kleinere [Sohn] hat eigentlich nie für die Landwirtschaft recht viel über gehabt. Der arbeitet als Mechaniker mit Leib und Seele und der Ältere war halt immer schon, dass er den Betrieb übernimmt und dem hat das auch taugt [gefallen]. Wie gesagt, man muss eine Freude haben zu so was, wann man das [den Hof] nimmt, weil sonst kann man so einen Betrieb nicht führen dann [...]. Naja, wie gesagt, es hat sich eigentlich bei uns so herauskristallisiert, dass der Älteste ... der war für die Landwirtschaft mehr interessiert wie der Kleinere. Der Kleinere, der hat eigentlich schon, ja, schon mitgeholfen. Aber wie gesagt, er will eigentlich nicht, dass hat er schon von Haus aus gesagt, den Betrieb eigentlich nicht haben.“
(Bruckner, J. und A., 16.11.2011)

Es wird also von dem Gewohnheitsrecht der Ultimogenitur abgesehen, sobald sich das Interesse zur Landwirtschaft vorwiegend beim älteren Kind befindet.

Wie wir gesehen haben, bevorzugen die WinzerInnen in Altenhof bei der Übergabe eine Ultimogenitur, da sich diese aufgrund der Altersstruktur der am Hof lebenden Personen, als eine ideale Erbfolgestrategie entwickelte. An dieser Stelle stellt sich die Frage, von wem das Erbgut an die weichenden Erben übergeben wird?

5.2 Ehe und Gemeinschaft

In manchen Regionen Österreichs werden Bauernhöfe als Alleineigentum geführt. Streng genommen gehört in diesem Fall der Hof, je nachdem ob der Sohn oder die Tochter den Betrieb übernommen hat, dem Bauern oder der Bäuerin. Allerdings wird, aufgrund des weitverbreiteten „Mannesvorzugs“, das Patrimonium, also das väterliche Erbgut, meist an einen männlichen Nachfolger übergeben (vgl. Korosec 2008: 40). Das Vermögen bleibt somit von Generation zu Generation bei einer männlichen Person. Dem Model des Alleineigentums steht die Gütergemeinschaft gegenüber.

„Bei den bäuerlichen Besitzverhältnissen spielt das vermögensrechtliche Verhältnis zwischen den Ehegatten, das Ehegüterrecht, eine besondere Rolle: Das Zusammenwirken der Gatten im gemeinsamen Erwerb auf dem Bauernhof führt in der Regel dazu, daß zwischen ihnen Gütergemeinschaft besteht.“ (Brauneder 1980: 58f)

Der Bauer und die Bäuerin haben die Möglichkeit, den gesamten Besitz unter sich aufzuteilen, sodass beide zu gleichen Teilen darauf ein Recht haben. Üblicherweise wird das im Ehevertrag festgehalten und notariell beglaubigt. Das sogenannte Ehegüterrecht – in der Literatur ist auch die Rede von Ehegattenhof oder Gütergemeinschaft – wie Brauneder schreibt, führt dazu, dass der gesamte Besitz beiden Gatten gehört.

Die Bauern und Bäuerinnen mit denen ich gesprochen habe, ob ÜbergeberInnen oder ÜbernehmerInnen, gaben an, ihre Betriebe als Gütergemeinschaft geführt zu haben oder zu führen. Beim Interview mit Josef und Rosa Brandl beschreibt Frau Brandl, wie sie ihren Betrieb vor der Übergabe geführt haben, folgendermaßen:

Rosa: „In der Mitte gehört es [der Hof] einen miteinander. Da kann der Mann aber ohne der Frau ihrer Einwilligung nichts verkaufen. Also, das gehört alles miteinander. Zum Beispiel ein Wechsel, kann der Mann nicht unterschreiben, wenn ich nicht mit unterschreibe. Also, es gehört einen alles miteinander und das war das Übliche bei den Bauern. [...] Es ist halt das Praktischere, wenn es einen miteinander gehört. Kann einer nie verkaufen, wenn auch die Frau nicht unterschreibt. Also, wenn er jetzt zum Rechtsanwalt geht und verkauft, das gilt nicht. Die Frau muss ... ich muss unterschreiben.“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Wie diese Interviewpassage zeigt, spielt die Gütergemeinschaft für das Ehepaar eine wichtige Rolle. Dass der Besitz einem „miteinander“ gehört, hat unterschiedliche Auswirkungen auf die betreffenden Personen sowie auf den Betrieb. Der Bauer, oder im Fall der Brandls die Bäuerin, war in das Schicksal des Vermögens mit einbezogen. Ein wesentlicher Aspekt, der dem Ehegattenhof zuzuschreiben ist, beschreibt Brauneder so:

„Die Ehegattin ist damit wesentlich stärker in das rechtliche Schicksal des Vermögens bei Vortod ihres Gatten mit einbezogen als etwa in städtischen oder adeligen Kreisen. Ihr Miteigentum bestimmt neben dem der Erben die bäuerliche Hofnachfolge bei derartiger „Ehegattenhöfen“ oft in entscheidender Weise.“ (Brauneder 1980: 59)

Der Erbe oder die Erbin ist demnach der oder die überlebende EhepartnerIn und nicht, wie sonst der Fall wäre, die Kinder.

Die Nachkommen am Hof der Brandls, ihre Tochter Christa mit ihrem Mann Johnny Diewald, führen ihren Betrieb nicht als Ehegattenhof sondern als Gesellschaft bürgerlichen Rechts. Der Besitz ist hierbei genauso aufgeteilt auf beide Ehepartner. Beide sind rechtlich gesehen für den Betrieb verantwortlich. Der wesentliche Unterschied zwischen dem Ehegattenhof und der Gesellschaft bürgerlichen Rechts liegt bei der höheren jährlichen Einkommensgrenze von Zweiteren.

Johnny: „Und wir führen das aber als Gesellschaft bürgerlichen Rechts. Das hat sich da so ergeben mit ... wir hätten nicht über 300.000 Schilling im Jahr umsetzen dürfen und als Gesellschaft bürgerlichen Rechts war da ... hab ich das Finanzamt gefragt, wie man das lösen sollen, wenn wir da hin und wieder drüber kommen.“ (Diewald, J., 19.04.2012)

Da bei der Gesellschaft bürgerlichen Rechts das gesamte Vermögen solidarisch aufgeteilt ist, können Entscheidungen, die den Betrieb betreffen, so wie beim Ehegattenhof, nur von den Ehepartnern gemeinsam getroffen werden.

Josef und Anna Bruckners Besitz ist ebenso aufgeteilt, wie der der anderen untersuchten Höfe. Sie nennen noch andere Gründe, wieso es vorteilhaft ist, das Vermögen aufzuteilen, wie aus dem Dialog zu erkennen ist:

„I: Wann werden sie den Hof Übergeben?

Josef: Die Frau geht nächstes Jahr in Pension und da bleibt er [der Sohn] dann zu Haus schon. Weil der Betrieb ist so aufgeteilt, die Hälfte rennt auf

mich, die andere Hälfte auf die Frau und dann übernimmt der Sohn die Hälfte vom Betrieb.

I: Heißt dass, es gibt zwei Betriebsleiter?

Josef: Nein es gibt nur einen Betriebsleiter. Wie soll ich sagen, dass hat nur mit der Sozialversicherungsnummer zu tun, mit der Pension. Da wird der Betrieb geteilt, damit jeder seine eigene Pension kriegt, das wird von der Sozialversicherung gemacht.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Ein weiteres Beispiel für die Aufteilung des Besitzes zwischen zwei Personen liefert der Hof von Frau Seider und ihrer Schwester. Vor dem Tod des Ehemannes von Frau Seider, führte das Ehepaar den Betrieb als Ehegattenhof. Mit Herrn Seiders Ableben, ging das gesamte Vermögen an Frau Seider über. Frau Seider wollte allerdings nicht alles alleine, zudem gibt sie an, dass ihre Schwester ebenso einen Anspruch darauf hat, da sie seit dem Ableben des Mannes von Frau Seider, für den Betrieb arbeitet.

Frau Seider: „Ich hab auch das Haus nicht alleine, das hab ich nicht wollen. Ich hab gesagt, nein, ich will das nicht alleine, das gehört uns miteinander. Das Haus gehört uns miteinander, der Keller gehört uns miteinander. Ich hab das schon wollen. Und sie hat auch einen Weingarten bekommen in Schönberg auch vom Onkel. Ich will das nicht.“ (Seider R., 20.4.2011)

Bevor ich darauf eingehe, welche Rolle die Gütergemeinschaft bei der Reproduktion von sozialen Strukturen im Familienbetrieb einnimmt, muss ich auf einen für diese Form der Aufteilung des Eigentums, tragenden Faktor hinweisen: Die Mitgift.

5.3 Die Bedeutung der Mitgift

„[T]heir character was qualified by the fact that part of the property attached to any such kin group was passed down to women, either in form of the

dowry at marriage or by 'bilateral inheritance' at death, i.e. through what I call 'diverging devolution'.“(Goody 1976: 7)

Das was Jack Goody als *diverging devolution* bezeichnet, findet man in unterschiedlicher Ausprägung in bäuerlichen Gesellschaften. Wie bereits erläutert, kommt bei österreichischen Höfen kein einheitliches Erbrecht zur Anwendung. Vielmehr unterscheiden sich die mehrheitlich angewendeten Erbsitten von Region zu Region. Somit ist das Ausmaß der Erbfolge, ob und in welcher Form eine *diverging devolution* stattfindet, abhängig von der Region und der dort praktizierten Erbsitte. In Altenhof, wo die Gütergemeinschaft eine herausragende Rolle einnimmt, hat die Mitgift (*dowry*) einen hohen Stellenwert.

In bäuerlichen Gesellschaften ist es üblich, der Tochter, sofern sie heiratet, als Erbe ein Heiratsgeld beziehungsweise eine Mitgift zu geben. Der Wert der Mitgift ist zum einen abhängig von der Anzahl der Kinder, die am Hof als anspruchsberechtigt gesehen werden. Josef Brandl, Altbauer in Altenhof, erklärt seine damalige familiäre Situation bei der Erbfolge so: „Ja, bei uns waren ja nur drei [Kinder], das ist keine Krise nicht, da hat jedes [Kind] was bekommen“ (Brandl, J. und R., 16.01.2011). Die Wahrscheinlichkeit zu erben oder eine Mitgift zu bekommen ist wesentlich geringer, je mehr Kinder am Hof leben. Zum anderen wird die Höhe der Mitgift davon beeinflusst, in welche soziale Ebene geheiratet wird. Töchter die einen Bauern heiraten, können mit einer wesentlich höheren Mitgift rechnen als Töchter, die in eine andere soziale Schicht heiraten (vgl. Seiser 2000: 100).

„Daughters endowed with property on marriage become attractive partners for men with resources. Families maintain their status in this way. Since both men and women inherit, marriage becomes an important way of compensating for the fragmentation of property and maintaining status.“ (Haan 1994: 162)

Worauf Henk de Haan in diesem Ausschnitt aus dem Buch *In the Shadow of the Tree* eingeht, ist der Zusammenhang zwischen Mitgift und dem sozialen Status der Hochzeit. So erklärt Haan die *diverging devolution*, die Aufteilung des Erbgutes sowohl auf die männlichen als auch auf die weiblichen Nachkommen, die daraus entstehenden Bedeu-

tung, die der Ehe zukommt um den sozialen Status zu erhalten oder zu verbessern und in Folge das Erbgut zu fusionieren (vgl. Haan 1994: 162).

Das mitgebrachte Erbe geht in den Ehegattenhof über und kompensiert sich mit dem was an die weichenden Geschwister des Übernehmers/der Übernehmerin ausbezahlt werden muss. Folgende Interviewausschnitte beschreiben, wie die Mitgift in den gemeinsamen Besitz einfließt:

Rosa: „[S]eine Mutter hat einen Haufen Geld auch mitgebracht ... und die hat noch Schulden zahlt wie ich ... sei Großvater des Haus baut hat. Da fällt dir das Bauen schon schwer. Da waren noch Schulden da, die haben sie erst zahlt mit der Mutter ihren Geld.“ (Brandl, J. und R., 16.01.2011)

Rosa: „[I]ch hab dann in Zitternberg ein Haus baut bekommen ... und haben das Haus verkauft, das Geld hat er [ihr Mann] bekommen. Das war das Heiratsgeld, praktisch.“ (Brandl, J. und R., 16.01.2011)

Der Wert der Mitgift ist, neben der Anzahl der Kinder und der Auswahl des Ehepartners, noch von einem weiteren Faktor abhängig: der Vererbungsgrundform der jeweiligen Region.

Wie sich bei meinen Gesprächen mit den WinzerInnen aus Altenhof gezeigt hat, kommt es relativ selten vor, die Mitgift mit barem Geld auszuzahlen. Es wird zwar erwähnt – wahrscheinlich weil bekannt ist, dass das Anerbenrechts vorschreibt, die weichenden Erben mit Geld auszubezahlen – dass üblicherweise der Person, die vom Hof wegheiratet, Heiratsgeld mitgegeben wird. Allerdings ist bares Geld nur selten vorhanden, sodass die ÜbergeberInnen auf andere Mittel zurückgreifen müssen, „weil mit nichts, ist ja keiner gegangen“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011).

Rosa: „Wenn sie nicht ein Geld mitbekommen haben, die Kinder, die was weggeheiratet haben, so haben sie einen Grund mitbekommen. Irgendwas, mit nichts ist ja keiner gegangen. [...] Zum Beispiel sein Großvater [von Josef Brandl] hat den Stiefinger Weingarten mitgebracht einmal, nach Altenhof. [...] Jetzt war das ja großzügig von Stiefen, dass der, vielleicht hat er [der Großvater] eben daheim gewirtschaftet und fleißig gearbeitet, dass er

dann den Keller mitbekommen hat und vierviertel Weingarten, das war ja ein schönes Heiratsgut.“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Der Inhalt der Interviewpassagen macht deutlich, dass das Erbgut nicht als unteilbar angesehen wird, wie in der Anerbensitte üblich. Hier kommt der dritte Faktor, also die Art der Vererbungsgrundform, zum Tragen, auf den ich im Folgenden näher eingehen möchte.

(W)here we find ‘diverging devolution’, vertical inheritance is combined with the non-sexlinked transfer of property; the heritage goes downwards to children of both sexes, enabling them to maintain their status in societies where social positions depend to a significant degree on the ownership of property. (Goody 1976: 89)

5.4 Das teilbare Erbgut

Wie bereits eingangs zu diesem Kapitel erwähnt, kann in Österreich zwischen zwei Vererbungsgrundformen unterschieden werden: der Anerbensitte und der Realteilung. Das hauptsächliche Unterscheidungskriterium der beiden Vererbungsgrundformen ist die geschlossene Erbfolge bei der Anerbensitte und die offene Erbfolge bei der Realteilung (vgl. Kretschmer 1980: 82). Die geschlossene Erbfolge sieht das Erbgut als unteilbar an und wird somit an einen Nachfahren übergeben. Bei der offenen Erbfolge hingegen betrachtet man den landwirtschaftlichen Besitz, vor allem die Immobilien, als teilbar, welcher auf alle Erbberechtigten aufgeteilt übergeben wird (vgl. *ibid.*, 84). In beiden Fällen ist sowohl Primogenitur, wie auch Ultimogenitur möglich, wobei sich das im Falle der Realteilung auf das Elternhaus bezieht und nicht auf die Gesamtheit der Grundstücke und Wirtschaftsgebäude. Im Vergleich zur Anerbensitte wird Realteilung nur selten in Österreich praktiziert. Regionen, wo in der Regel unter allen Erben aufgeteilt wird, befinden sich im äußersten Westen und Osten Österreichs.⁴⁸ Innerhalb der

⁴⁸ „Die Freiteilbarkeit erstreckt sich im Westen vorwiegend auf das vorarlbergische Rheintal, den Walgau, den südtirolischen Vintschgau und das Etschtal von Bozen abwärts. Als Rückgangsgebiet der Realteilung sei das Lechtal, das Außerferngebiet und das obere Inntal ober Imst gekennzeichnet. Im Osten Österreichs zeigt vor allem – abgesehen von den Belegen im niederösterreichischen Weinviertel – das

Realteilungsgebiete wird wiederum unterschieden zwischen den reinen Realteilungsgebieten und den modifizierten (vgl. Khera 1973: 815).

„Abgesehen von dieser grundsätzlichen Zweiteilung haben sich speziell in jüngster Zeit eine Reihe von Faktoren entwickelt, die die Grundform vielfach modifizieren, letztlich verwischen und, vor allem in der Grenzzone, zahlreiche Übergangslösungen [...] hervorrufen. (Kretschmer und Piegler 1965: 6)

Unter den modifizierten Realteilungsgebieten versteht man jene, die sich in einer Grenzzone von beiden Vererbungsgrundformen befinden und in deren sich eine Form von „geschlossener Vererbung mit Aufteilung der Überlandsgrundstücke an weichende Erben“ (Kretschmer und Piegler 1965: 7) entwickelte. Der nordöstliche Teil von Niederösterreich, wo sich meine Forschungsregion befindet, liegt laut Kretschmer und Piegler in einer solchen Grenzzone mit modifizierter Vererbung (vgl. *ibid.*, 6f). Diese Vererbungsform der modifizierten Realteilung möchte ich anhand einiger Interviewauszüge verdeutlichen:

Christa: „Ja, ja, wie meine Eltern in die Pension gegangen sind, da mussten sie ja den Betrieb übergeben, weil sonst bekommen sie ja keine Pension. Und da haben sie den Weinbaubetrieb, den Keller, also den Weinbau, die Weingärten und den Keller meiner Schwester gegeben ... überschreiben lassen und das Wohnhaus und die Äcker mir.

I: Aber die gesamten Weingärten hat die Schwester bekommen?

Christa: Ja, die gehören ihr nach wie vor. Wir haben sie nur gepachtet. Nur ich hab da so einen kleinen Teil Weingärten bekommen, die sind aber praktisch brach gelegen. Warum sie das gerade so aufgeteilt haben, weiß ich nicht, aber sie werden sich was denkt haben dabei.“ (Diewald, Ch., 20.04.2011)

Burgenland Realteilung, kann jedoch [...] ebenfalls als Rückgangsgebiet dieser Vererbungsform angesehen werden“ (Kretschmer und Piegler 1965: 7).

Dieser Auszug aus dem Gespräch mit Christa Diewald zeigt, dass nicht jedes einzelne Objekt des gesamte Erbguts, also Haus, Weinkeller, Weingärten und Äcker, auf alle Erbberechtigten zu gleichen Teilen aufgeteilt werden. Vielmehr wird darauf Acht gegeben, dass das Haus und ein Teil der Grundstücke geschlossen weiter vererbt werden. Anders verhält es sich bei „reiner Realteilung“. Zu der in reinen Realteilungsgebieten angewendeten Teilung schreiben Kretschmer und Piegler:

„Eine höchst bemerkenswerte Erscheinung der Realteilungsgebiete sind die vielerorts vorgenommenen Hausteilungen, die vielfach mit der Trennung der Güter Hand in Hand gingen [...]“. (Kretschmer und Piegler 1965: 16)

Dem Bestreben der WinzerInnen aus Altenhof, den Hof mitsamt einigen Weingärten nicht zu teilen, ist darauf zurückzuführen, den Betrieb überlebensfähig zu erhalten. Generell wird der Betrieb meiner GesprächspartnerInnen als zu klein erachtet, um zwei oder drei Familien mit dem Ertrag zu ernähren. Eine Aufteilung von Haus und Hof, würde daher bedeuten, dass der Betrieb für die Familien unrentabel wird und somit andere Einkommensquellen in Betracht gezogen werden müssten. In einen meiner Interviews geht Josef Bruckner auf diese Problematik ein:

Josef: „[E]s ist halt so, man muss sich irgendwie schon entscheiden, weil es kann nur einer den Betrieb übernehmen. Es geht nicht, dass du sagst, es bleiben jetzt zwei daheim und miteinander, da müsste der Betrieb schon viel größer sein, nicht, dass zwei leben können davon.

I: Wie teilt sich das dann auf?

*Josef: Ja, wie teilt es sich auf? Kann man eigentlich nicht richtig aufteilen, weil der was daheim bleibt ... ich kann nicht dem Anderen [dem weichenden Erben] genau so viel geben wie dem [Übernehmer], das geht nicht.“
(Bruckner, J. und A., 16.11.2010)*

In den Gesprächen mit den WinzerInnen der anderen Höfe, hat sich diese Haltung gegenüber den Teilbaren Höfe bestätigt. Generell ist die Rede davon, dass der Betrieb aus

den oben erwähnten Gründen nicht aufgeteilt werden kann. Allerdings stellte sich im weiteren Verlauf der Gespräche heraus, dass mit der von ihnen erwähnten geschlossenen Verteilung nicht die Grundstücke an sich gemeint sind, sondern immer der Hof im Sinne der Wohn- und Wirtschaftsgebäude und die zur Aufrechterhaltung des Betriebes notwendigen Felder. Folgt man dem Dialog mit Josef Bruckner, wird ersichtlich, was damit gemeint ist:

Josef: „Zuerst haben wir eigentlich glaubt, weil der Michael [weichende Erbe] hat gesagt, den Weinbau wollt er haben, einmal, nicht [...] und dann bekommt halt er den Weinbau von uns dazu, nicht. Der Sohn, der Thomas, [zukünftiger Übernehmer] will eh den Weinbau nicht recht.“ (Bruckner, J. und A., 16.11.2010)

Eine Gesprächssequenz mit Johnny Diewald zeigt die Überlegungen, die sich prospektive Übergeber machen, um zum einen den Betrieb und somit den Übernehmer, durch die Aufteilung des Erbes nicht zu sehr zu belasten und zum anderen allen direkten Nachkommen ihr zustehendes Erbgut zu übermitteln.

Johnny: „[W]ir werden euch [den Kindern] schon helfen, in irgendeiner Form. Man muss das eh irgendwie lösen, mit der Erbschaft oder so. Ich hab aber jetzt zwei Grundstücke. Eines hat er [der älteste Sohn] mit [nennt eine Summe] gekauft und eines mit [nennt eine Summe] gehört mir. Dass heißt, ich kann das dem Zweiten geben, dass hat die selbe Wertigkeit wie der [andere Grund]. Und der Dritte will eh da bleiben. Und das, das ist zwar höherwertig, die ganze Anlage [Hof], aber das kann man nicht zerlegen, ja. Man kann zum Beispiel, das könnte man noch abteilen, dass man sagt, das Ferienwohnungs Haus und da der Garten oder so das einer übernimmt und da wohnt, nicht. Und die Investitionen ... ich denke schon, dass das sinnvoll ist, dass das wer weiterbetreibt, weil das einfach ein lebensfähiger Betrieb ist.“ (Diewald, J., 19.04.2012)

Dieser Interviewausschnitt wirft gleichzeitig zwei weitere Fragen auf, die in diesem Zusammenhang von Relevanz sind. Erstens, wer trifft die Entscheidung, welcher Erbbe-

rechtigte, welchen Teil des Besitzes bekommt und zweitens, wer für die Auszahlung des Erbes zuständig ist? Beides ist von großer Bedeutung und kann zu einer immensen ökonomischen, wie auch einer großen sozialen Belastung für das Unternehmerpaar werden, wenn Aufteilung und/oder Auszahlung im Wirkungsbereich der UnternehmerIn bleiben. Eine einheitliche Lösungsstrategie lässt sich in der untersuchten Region nicht erkennen. Beide Fragen sind abhängig von der ökonomischen Situation des Betriebes vor beziehungsweise bei der Übergabe und von unbeeinflussbaren Faktoren, wie etwa eine frühzeitige Übergabe des Hofes durch unerwartetes Ableben des Übergebers oder/und der Übergeberin. Da diese Faktoren von Hof zu Hof verschieden sein können, gibt es in diesem Zusammenhang keine homogene Regelung. Wie die Passage aus dem obigen Interview zeigt auch der folgende Ausschnitt, dass es dem Übergeberpaar möglich ist, die potentiellen weichenden Erben, noch bevor es zur Übergabe des Hofes kommt, zu entschädigen. Somit haben sie dafür gesorgt, dass der zukünftige Übernehmer, weder für die Aufteilung noch für die Auszahlung seiner Geschwister zu sorgen hat.

Christa: „Naja, da hat man sich ein bisschen Gedanken gemacht, weil ja der eine Sohn ein Haus gesucht hat und das hätte er sich ja natürlich nicht kaufen können, weil wo her denn. Und da haben wir gesagt: ‘Ok, es muss ja eh jeder was bekommen. Geben wir ihm jetzt einmal Geld, das sich wir angespart haben.’ [...] Und darum haben wir halt dem einen Sohn halt schon praktisch Geld gegeben. Der hat so gesehen seinen Teil schon mehr oder weniger, oder halt einen Teil. Ja, einer kann ja vielleicht das Haus bekommen und einer halt auch noch irgendwas.“ (Diewald, Ch., 20.04.2011)

Zu einer wesentlich schwierigeren Situation kann es kommen, wenn der Übergeber unerwartet stirbt, noch bevor er dafür sorgen konnte, die weichenden Erben zu entschädigen. Folgendes Beispiel soll dieses Problem schildern:

Rosa: „Naja, sie [Josef Brandl und seine Geschwister] haben zu dritt, ihr Vater ist gestorben wie er [Josef Brandl] noch in der Gefangenschaft war, jetzt haben sie dann zu dritt den Hof überschrieben bekommen. Jeder zu Teile halt. Und er hat sie dann zurück gekauft, die Teile von seine Ge-

schwister halt, weil es war ausgemacht, dass er die Wirtschaft bekommt und die Anderen müssen halt abgelöst werden.“ (Brandl, J. und R., 16.01.2011)

In diesem Fall hatte der Übergeber noch vor seinem Tod einen Übergabevertrag anfertigen lassen, in dem der Jüngste den Hof übernehmen soll. Gleichzeitig hatte er im Übergabevertrag festschreiben lassen, welcher Teil des Erbes den weichenden Erben zusteht. Der Übernehmer, in diesem Fall Altwinzer Josef Brandl, hatte dafür zu sorgen, seine Geschwister dementsprechend auszuzahlen, was seine Startposition als Weinbauer erheblich erschwerte.

Wenn die weichenden Erben aufgrund fehlendem finanziellen Kapital, nicht mit Geld ausbezahlt werden können, kommt es, wie oben schon kurz angedeutet, in der untersuchten Region zur Teilung von unbeweglichem Erbgut. Der Transfer von den Brandls an ihre Töchter kann mit dem kurzen Interviewausschnitt erläutert werden:

Rosa: „[W]ir haben es halt geteilt, wir haben es geteilt. Die Ältere bekommt Weingärten, die Gerti, und Christa hat das Haus und die Felder bekommen, weil sie ja die Weingärten gar nicht wollen hat. Weil sonst hätte es der Vati anders eingeteilt. Aber Gerti hat gesagt, ‘das was ich bekomme, das nehm ich.‘“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Die Eltern von Christa Diewald sind also der Meinung, dass selbst wenn ihre Tochter von Anfang an die Weingärten übernommen hätte, die Auszahlung an ihre Schwester, ihre Angelegenheit gewesen wäre.

Josef: „Das hat ja Christa gesagt, ‘wenn wir jetzt die Weingärten behalten hätten, hätten wir der Gerti irgendein Geld geben müssen, dass sie einen Ersatz gehabt hätte für die Felder.‘“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Sieht man sich die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage des Betriebes der Diewalds heute verglichen mit der Situation aus der Zeit von den Brandls an, ist zu erkennen, warum sich Christa und Johnny Diewald heute ein frühzeitiges Auszahlen der Nachkommen eher leisten können als Rosa und Josef Brandl zu ihrer Zeit. Wie Johnny und Christa Diewald sagen, hat sich ihr Heurigenbetrieb gut entwickelt und stellt mit Abstand die

größte Einkommensquelle des Betriebes dar. Gleichzeitig können sie sich auf den Weinbau konzentrieren, da sie den Ackerbau und die Viehhaltung zur Gänze aufgegeben haben und die Flächen verpachtet sind, während die Brandls ihren Heurigen als kleinen Zuerwerb führten und ihre landwirtschaftliche Tätigkeit viel Zeit in Anspruch genommen hatte. Die Entwicklung von damals bis zur heutigen Situation des Betriebes, beschreibt folgender Gesprächsauszug aus dem Interview mit Josef und Rosa Brandl:

Josef: „Das Beste ist bei uns, weil der Heurige ist immer besser, weil der Fremdenverkehr im Kamptal nicht abreißt, wir einen wunderbaren Garten haben, eine gute Küche, einen guten Wein und eine gute Bedienung. Das traue ich mir so sagen. Die sind tüchtig die Jungen [Christa und Johnny Diwald]. So tüchtig waren wir ja gar nicht, weil wir die Wirtschaft gehabt haben. Wir haben ja viel Landwirtschaft [gehabt]. Futter heimführen, wir hätten ...

Rosa: ... Ackern, Treschen, nicht. Außerdem unten [in der alten Kellergasse beim Heurigen], ohne Strom ohne allem. Also, da haben wir drei Tische gehabt, das war eh Arbeit genug ...

Josef: ... und heute kann er ruhig 100 Leute aufnehmen, oder mehr, ich weiß gar nicht. Aber 100 kann er ohne weiteres aufnehmen ...“ (Brandl, J und R., 16.01.2011)

Abschließend sollte hier noch erwähnt werden, dass üblicherweise die ÜbernehmerInnen, welche am Hof bleiben, für das Ausgedinge der Eltern zuständig sind. Der Umfang des Ausgedinges ist von Familie zu Familie unterschiedlich, wird aber im Falle eines Übergabevertrages in diesem geregelt. Folgende zwei Interviewausschnitte, beschreiben den Zusammenhang zwischen ÜbernehmerIn und dem Ausgedinge. Erstes Zitat ist aus der Sicht von Rosa Brandl, Altwinzerin und ehemalige Übergeberin. Zweite Interviewpassage kommt aus dem Blickwinkel von Christa Diwald, Tochter von Rosa Brandl und Übernehmerin von Haus und Äcker:

Rosa: „Derjenige was die Wirtschaft dann übernommen hat, hat aber das Ausgedinge übernehmen müssen von den alten Leuten, weil die alten Leute sind ja dann auf dem Hof geblieben und der Junge hat die Pflege übernehmen müssen und des Essen. [...] Aber die Jungen müssen dann von dem, der was die Wirtschaft übernimmt, die Pflege übernehmen. Was ja auch kostspielig ist oft.“ (Brandl, J. und R., 19.04.2011)

Christa: „[W]enn sie alt sind, dass man sie pflegen muss oder dass man ... wenn sie sterben würden, dass der Pfarrer kommt, ihnen die letzte Ölung gibt, so was steht auch im Vertrag. Oder dass man natürlich den Arzt ruft, wenn sie den brauchen und so Sachen stehen halt. Oder das eingeheizt gehört, oder das der eine Teil ihnen gehört. [...] Der rechte Teil gehört ihnen zur Benützung und der andere Teil uns, Bad und Klo miteinander und sie dürfen auch alle Sachen benutzen. ... also, eben Garten, Schupfern, ... aber das wird auch in so einen Vertrag reingeschrieben. Is ja auch sinnvoll.“ (Diewald, Ch., 20.04.2011)

5.5 Erbe gut, alles gut

Die Interviewauszüge, die ich für dieses Kapitel ausgewählt habe, geben einen Einblick in die Praktiken der WinzerInnen aus Altenhof, welche bei der Erbfolge üblicherweise angewendet werden. Dabei ist festzustellen, dass vom gesetzlichen Erbrecht Abstand genommen wird, indem die WinzerInnen aus der untersuchten Ortschaft die Erbfolge nach gewohnheitsrechtlichen Praktiken, bestimmen. Die Konkurrenz zwischen dem gesetzlichen Erbrecht und der mehrheitsrechtlichen Praxis resultiert aus der Vorstellung einer idealen Übergabe. Dabei spielt der Zeitpunkt des Transfers des Patrimoniums an die nächste Generation eine wesentliche Rolle, der wiederum von der Altersstruktur der am Hof lebenden Personen abhängig ist. In Altenhof sollte der Betrieb spätestens beim Pensionsantritt des Übergeberpaares an die Nachkommen übergeben werden. Aufgrund der Alterskonstellation ergibt es sich meist, dass der oder die Jüngste als geeignet für die Betriebsnachfolge gilt, da die älteren Geschwister beim Pensionsantritt der Eltern für eine Übernahme zu alt sind, nicht mehr am Hof leben oder sich womöglich eine an-

dere Existenz in Form von Familie und beruflicher Karriere, aufgebaut haben. Allerdings kann das Jüngstenrecht nicht als Regel angesehen werden, welches unweigerlich und immer zur Anwendung kommt. Andere Faktoren, wie das Interesse an der Landwirtschaft, treten manchmal in den Vordergrund. Die WinzerInnen halten diesen Faktor für enorm wichtig, weil sie da größere Chancen auf die erfolgreiche Weiterführung des Betriebes sehen. Ein weiteres Kriterium für die Erbfolge stellt das Eigentumsverhältnis zwischen Winzer und Winzerin dar. In Altenhof überwiegt die Einstellung eines gemeinschaftlichen Besitzverhältnisses innerhalb der Ehepartner. In den meisten Fällen äußert sich diese Form von Besitzaufteilung in einem Ehegattenhof, bei dem die Mitgift eine herausragende Funktion einnimmt. Die Mitgift, also das Vermögen, welches der zugeheiratete Ehepartner von den Eltern als Erbe zugesprochen bekommt und mit auf den Hof des Ehemannes oder der Ehefrau nimmt, ist eine Voraussetzung für die Aufteilung des gesamten Besitzes zwischen Mann und Frau. Wie einige Beispiele uns zeigten, fließt das Heiratsgut in das Vermögen des Hofes mit ein und wertet den Betrieb auf, sodass beispielsweise alte Schulden getilgt werden können oder zusätzliche Weingartenflächen einen für den Betrieb höheren Ertrag liefern. Die Übertragung des Eigentums auf beide Geschlechter, sei es in Form einer Mitgift oder als Übertrag des Hofes, nennt Jack Goody *diverging devolution*. Was dem Modell der *diverging devolution* in der untersuchten Region unterstützt, ist die Vererbungsgrundform. Mit Hilfe der Fallstudien aus den Interviews ist Altenhof als ein modifiziertes Realteilungsgebiet zu bezeichnen. Haus und Hof wird bevorzugt an einen Nachkommen übergeben, unbeweglicher Besitz, wie etwa Weingärten, können aber zwischen den Erbberechtigten, egal ob männlich oder weiblich, aufgeteilt werden.

Wer die Kosten beziehungsweise die Aufteilung des Erbgutes auf die Kinder oder Geschwister zu tragen hat, ist, wie wir gesehen haben, von verschiedenen Faktoren abhängig. Heiraten Kinder vor der Übergabe auf einen anderen Hof, so bekommen sie meistens direkt mit der Hochzeit ihr Heiratsgut und somit oft auch ihr Erbe von den Eltern überschrieben. Sind Nachkommen bei der Übergabe noch nicht entschädigt worden, ist in der Regel im Übergabevertrag von den ÜbergeberInnen geregelt, was den weichenenden Erben zusteht. In diesem Fall hat der oder die ÜbernehmerIn dafür zu sorgen seinen oder ihren Geschwistern das Erbe zu kommen zu lassen. Die oben angeführten, abschließenden Interviewpassagen machen deutlich, dass die Übernehmerin oder der

Übernehmer beziehungsweise das Übernehmerpaar zusätzlich die Versorgung der Alten, das Ausgedinge, zu übernehmen haben. Welche Pflichten sie mit der Übernahme von Haus und Hof mit übernehmen, ist im Übergabevertrag geregelt und kann von Fall zu Fall variieren. In der Regel ist das Übernehmerpaar für die Pflege zuständig, zudem werden Modalitäten getroffen, welche Teile des Hauses den Übergebern zur Benützung zu stehen.

6 Zusammenfassung und Ausblick

Die Art, wie ich die gesammelten Daten aufbereitet habe und der Prozess, von der Feldforschung bis hin zu den Ergebnissen, alles genau zu dokumentieren, war für mich und im Endeffekt für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung. Durch die intensive Zeit, in der das Kapitel *Feldforschung als Prozess* entstanden ist, habe ich das Erlebte und die Erfahrungen aus dem Feld, meine unterschiedlichen Beziehungen zu den Personen und unsere gemeinsamen Aktivitäten in und um Altenhof zuhause wieder aufleben lassen und zu Papier gebracht. Auf diese Weise konnte ich meine Position, die ich während der Forschung eingenommen habe, reflektieren und auf die Winzer und Winzerinnen beziehungsweise deren Handlungen und Aussagen besser eingehen. Es haben sich Hofbiografien ergeben, die für mich nach dieser Phase plötzlich nachvollziehbar waren. Aufbauend auf diese beiden Prozesse, die methodologische Beschreibung und die Hofgeschichten, ergaben sich durch die Analyse relevante Kategorien, die mich im Kontext der Literatur auf die eigentliche Forschungsfrage gebracht haben:

- Welche Auswirkungen hat die Vererbungsgrundform auf eine bäuerliche Gesellschaft, wie treten diese in Erscheinung und inwiefern beeinflusst die Erbfolge die sozialen Strukturen von bäuerlichen Familien in Altenhof?

Zu Beginn ist zu erwähnen, dass in Altenhof der ganze Prozess und die Entscheidungen, die die Erbfolge betreffen, dem Gewohnheitsrecht, zuzuordnen sind. Das Gewohnheitsrecht steht dabei in Konkurrenz mit dem gesetzlichen Anerbenrecht und bedarf aufgrund dessen einer besonderen Beachtung bei der Forschung über die Erbfolge. Andere kultur- und sozialanthropologische Forschungen bestätigen diesen Prozess von Praktiken der Erbfolge in bäuerlichen Familien in weiteren Regionen Österreichs.

Außerdem möchte ich noch einmal darauf aufmerksam machen, dass in Altenhof beim Transfer des Eigentums auf die nächste Generation nicht das Patrimonium im Mittelpunkt der Betrachtung steht. In der untersuchten Region konnte ich feststellen, dass das Erbe auf alle Nachkommen und beider Geschlechter aufgeteilt wird. Auf die Auswirkungen der *diverging devolution* möchte ich im Folgenden eingehen.

Bei meinen Recherchen und der Aufarbeitung der Daten ist herausgekommen, dass die Winzer und Winzerinnen in Altenhof den jüngsten Nachkommen für die Übernahme des Betriebes bevorzugen. Die ÜbergeberInnen nehmen somit Abstand von der im Ankerbenrecht üblichen Primogenitur und überschreiben Haus und Hof auf Basis der Ultimogenitur. Allerdings gilt in Altenhof, wie auch andere Forschungen in anderen Regionen zeigen (vgl. Seiser 2000; Korosec 2008), dieses Model nicht als Regel. Bei einem der untersuchten Betriebe wird der Hof an den ältesten Sohn übergeben, da dieser, gegenüber dem Jüngeren, Interesse an der Landwirtschaft hat. Die Anwendung der Ultimogenitur in Altenhof ist demnach eine Praxis von der abgesehen wird, insofern auch andere Optionen offen sind.

Die Ultimogenitur erscheint demnach als Folge einer Verkettung von Ereignissen, welche den oder die Jüngste als einen idealen Übernehmer oder eine ideale Übernehmerin für den Betrieb in den Vordergrund stellt. In dieser Kette von Ereignissen ist vor allem die Altersstruktur der am Hof lebenden Personen wie der Zeitpunkt der Übergabe zu erwähnen. Wie sich herausgestellt hat, findet die Übergabe des Hofes auf die nächste Generation beim Antritt zur Pension von Übergeber und Übergeberin statt. Aufgrund des eingegrenzten Zeitraumes der Übergabe und den damit verbundenen Alter der ÜbergeberInnen (zwischen 65 und 70 Jahre), leben üblicherweise die älteren Kinder nicht mehr am Hof und scheiden damit als potentielle ÜbernehmerInnen aus oder werden zumindest nicht als die idealen AnwarterInnen für Haus und Hof gesehen.

Hier möchte ich auf ein weiteres Ergebnis aus meiner Forschung eingehen. Wenn ich von der Übernahme des Betriebes einer Person spreche, ist damit nicht gemeint, dass diese Person der oder die einzige ErbIn ist. Die Beschreibungen der drei untersuchten Höfe zeigen, dass selbst unbewegliches Eigentum zwischen den Nachkommen aufgeteilt werden kann und dies auch schon vor drei Generationen so gehandhabt wurde. Das bedeutet, Altenhof befindet sich in einer Region, in der die Praxis der Vererbung in Verbindung mit Realteilung steht. Bei genauer Betrachtung der Vererbungspraxis findet die Aufteilung nicht wie bei einer idealtypischen Realteilung statt, bei der Haus und Hof auf alle Nachkommen aufgeteilt wird, sondern diese wird vielmehr modifiziert. Das bedeutet, Haus und Hof wurde an eine Person übergeben, wie wir schon gesehen haben, bevorzugt an den Jüngsten oder die Jüngste zum Pensionsantritt der Eltern. Weingärten,

Weinkeller, Äcker, sprich unbeweglicher Besitz kann auf alle Erbberechtigten aufgeteilt werden. In den Hofbeschreibungen wird erkennbar, in welchem Ausmaß diese Praxis ausgeübt wird. Auch hier muss wieder darauf aufmerksam gemacht werden, dass in Bezug auf die untersuchten Höfe von keiner einheitliche Strategie gesprochen werden kann. Allerdings besitzen alle drei Höfe Weingärten, Weinkeller, Wald oder Äcker, die einst die Eltern oder sie selbst als Erbgut mit auf den Hof genommen haben. Auch wird die Aufteilung von Weingärten bei den anstehenden Übergaben des Erbgutes in Betracht gezogen, selbst wenn dies den Betrieb ökonomisch einschränken kann.

Die Auswirkungen der modifizierten Realteilung auf die sozialen Strukturen einer bäuerlichen Familie sind vielseitig. Durch die Aufteilung des Besitzes kommt es zur Zersplitterung der Weingärten, welche prägend für das Landschaftsbild der Region wird. Die über die Großgemeinde verteilten Weingärten, die von Generation zu Generation und von Heirat zu Heirat aufgeteilt, zusammengeführt und wieder aufgeteilt werden und auf diese Weise ihre Besitzer wechseln, haben wiederum Auswirkung auf die Arbeitsbelastung der WinzerInnen. Je verstreuter und je weiter auseinander die Felder liegen, desto aufwendiger und größer ist der Zeitaufwand, der erbracht werden muss, um die Weingärten zu pflegen.

Die Realteilung bringt auch mit sich, dass die Betriebe von Übergabe zu Übergabe immer kleiner werden, insofern das Heiratsgut nicht den weggefallenen Besitz entschädigt. Das Heiratsgut hat demnach einen immensen Wert für die Familien, was wiederum die Ehe in den Mittelpunkt rückt. Mit dem Heiratsgut wird versucht den Verlust aufgrund der Aufteilung zu mildern. So nimmt die Gütergemeinschaft der Ehepartner der untersuchten Höfen eine besondere Bedeutung ein, da auf diese Weise der Besitz zwischen den Ehepartnern zusammengeführt wird. Die Ehe mit einem Partner oder einer Partnerin von einem anderen Weinbaubetrieb ist daher für die Aufrechterhaltung des Betriebes ökonomisch notwendig.

Gegenüber Regionen mit unteilbarem Erbgut konnte ich in Altenhof feststellen, dass selbst an Nachkommen, die nicht auf einen Bauernhof heiraten beziehungsweise einem außerlandwirtschaftlichen Beruf nachgehen, Immobilien vererbt werden. Es scheint hier der Fall zu sein, nicht nach einem hierarchischen Model zu vererben, sondern vielmehr gleichberechtigt auf alle Nachkommen das Erbgut zu verteilen. Aufgrund dessen komme ich zu dem Ergebnis, dass hier keine Übertragung des väterlichen Erbgutes auf den

Sohn stattfindet. Anstelle der weitverbreiteten Weitergabe des Patrimoniums tritt eine Form der Vererbung auf, die beide Geschlechter berücksichtigt.

Eine Nebenwirkung der Realteilung sind die „kleinen“ Betriebe, die in der Gemeinde einen sehr hohen Anteil gegenüber den größeren Betrieben einnehmen. Die Höfe werden unrentabel und für die Ansprüche der jungen Generation unattraktiv. Besteht keine Möglichkeit weitere Weingärten zu pachten beziehungsweise zu kaufen um so den Betrieb zu vergrößern, besteht die Gefahr einer Betriebsauflösung.

7 Interviewverzeichnis

Name	Datum	Dauer	1. InterviewerIn 2. InterviewerIn	transkribiert von	Bezeichnung
Johnny & Christa D.	16.11.2010	3h 10min.	Stephan Höller Kristijan Miksche	Stephan Höller	Wein_07
Bgm. Peter Haindl	19.11.2010	1h 05 min.	Stephan Höller Gerlinde Winter	Stephan Höller	Wein_08
Anna & Josef B.	16.11.2010	2h 00min.	Stephan Höller Ano Ankhbayar	Moritz Bonatti	Wein_11
Rosa & Josef B.	16.01.2011	2h 00min.	Stephan Höller Kristijan Miksche	Stephan Höller	Wein_47
Johnny D.	12.01.2011	1h 20min.	Stephan Höller Moritz Bonatti	Stephan Höller	Wein_48*
Christa D.	12.01.2011	1h 50min.	Stephan Höller Kristijan Miksche	Stephan Höller	Wein_49*
Anna & Josef B.	19.01.2011	1h 20min.	Stephan Höller Moritz Bonatti	Stephan Höller	Wein_51*
Rosa & Josef B.	19.04.2011	1h 20min	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_68
Johnny D.	19.04.2011	1h 00min.	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_69
Johannes D.	19.04.2011	0h 50min	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_70
Christa D.	20.04.2011	1h 20min.	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_71
Johnny D.	20.04.2011	0h 40min.	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_72
Rosa S.	20.04.2011	1h 20min.	Stephan Höller	Stephan Höller	Wein_73

*Genealogische Interviews

8 Quellenverzeichnis

Agar, Michael H. (1980): *The Professional Stranger: An Informal Introduction to Ethnography*. Orlando, Florida: Academic Press, Inc.

Arbeithuber, Barbara/Barbara Waxenegger/Karina Skurnik 2011: *Dokumentation 2011: Aufbau Weinland Österreich Teil 1. Österreich Wein*.

<http://www.oesterreichwein.at/daten-fakten/dokumentation-oesterreich-wein-2011/>, 23.04.2012.

Bachleitner, Nicole (2012): *Saatgut am Scheideweg. Über die Koexistenz von selbstständig vermehrtem Landsaatgut und zugekauften Hybridsaaten in einem Weinviertler Zwiebeldorf*. Wien: Univ. Dipl. Arb.

Beer, Bettina (2008): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH.

Bernard, H. Russel (1998): *Handbook of Methods in Cultural Anthropologie*. Oxford, England: AltaMira Press.

BGBLA 2010a: *Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich: DAC-Verordnung „Kamptal“*. 321. Verordnung. Teil 2.

http://www.lebensministerium.at/land/produktion-maerkte/gmo-rechtsinfo/VO_1234_2007/gmo-wein/DAC.html, 14.05.2012.

BGBLA 2010b: *Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich: DAC-Verordnung „Weinviertel“*. 58. Verordnung. Teil 2.

http://www.lebensministerium.at/land/produktion-maerkte/gmo-rechtsinfo/VO_1234_2007/gmo-wein/DAC.html, 14.05.2012.

Brauneder, Wilhem (1980): *Die Entwicklung des bäuerlichen Erbrechtes*. In: A. Dworsky und H. Schider (Hrsg.): *Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Tradition*. Wien: Residenz Verlag. 55-66.

Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem RIS (2012): *Bundesrecht konsolidiert: Gesamte Rechtsvorschriften für Weingesetz 2009*, Fassung vom 10.08.2012.
<http://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20006524>, 10.08.2012.

Danecker, Jan/Julia Danzinger/Stephan Höller (2009): *Familienzyklus: Vom Kind zum/zur BetriebsleiterIn – ein Leben mit der Landwirtschaft*. In: Seiser, Gertraud (Hg.): *Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben: Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde*. Wien: Univ. 42-49.

DeWalt, Kathleen M. / Billie R. DeWalt (2002): *Participant Observation: A Guide for Fieldworkers*. Walnut Creek, CA: AltaMira Press.

Errington, A (1998): *The intergenerational transfer of managerial control in the farm-family business: A comparative study of England, France and Canada*. In: The Journals of Agricultural Education and Extension. Band 5, Ausgabe 2, S. 123-136.

Filsmaier, Josef (1974): *Heimatbuch der Kamptalgemeinde Schönberg. Chronik und Häuserliste*. Gemeindeamt Schönberg am Kamp: Niederösterreichisches Pressehaus Druck- und Verlagsgesellschaft mbH. St. Pölten.

Filsmaier, Josef (1963): *Zwischen Rebhügeln und Auen. Erzählungen aus dem niederösterreichischen Weinland*. Wien-St. Pölten: Nö. Pressehaus.

Fischer, Hans (1996): *Lehrbuch der Genealogischen Methode*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Fischer, Hans (2008): *Dokumentation*. In Bettina Beer: *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, 293-322.

Flak, Walter et. al. (o.J): *Ergebnisse zur Charakterisierung von Grünviertler-Varietäten im österreichischen Weinbaugebiet Weinviertel*. pdf. Download, 02.02.2012.

Flick, Uwe (2010): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbeck bei Hamburg: Rohwolt Verlag.

Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Goody, Jack (1976): *Production and Reproduction: Comparative Study of the Domestic Domain*. Campridge, UK: Cambridge University Press.

Haan, Henk de (1994): *In the Shadow of the Tree. Kinship, Property and Inheritance among Farm Families*. Het Spinhuis: Amsterdam.

Homepage Altenhof (o.J.): *Altenhof im Kamptal: Chonik*. <http://altenhof.am.kamp.at.tc/>, 19.09.2012.

Hopf, Christel (1991): *Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick*. In: Flick, Uwe (Hg.) (1991): *Handbuch qualitativer Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München: Beltz, Psychologie-Verlag-Union. 177-182.

Hume, Lynne/Jane Mulcock 2004: *Anthropologists in the Field. Cases in Participant Observation*. New York: Columbia University Press.

Khera, Sigrid (1973): *Social Stratification and Land Inheritance Among Austrian Peasants*. In: *American Anthropologist*. Band 75. Ausgabe 3. pdf. Download, 23.03.2012, 814-823.

Klein, Kurt (2012): *Historisches Ortslexikon. Statistische Daten zur Bevölkerung- und Siedlungsgeschichte: Niederösterreich. 2. Teil: Hollabrunn, Horn, Korneuburg, Krems (Land), Lilienfeld, Melk.*

http://www.oeaw.ac.at/vid/download/histortslexikon/Ortslexikon_Niederoesterreich_Teil_2.pdf, pdf. Download, 8.3.2012.

Korosec, Lukas (2008): *Bergbauern. Eine ethnologische Untersuchung von Hof und Familie im Oberpinzgau.* Diplomarbeit, Universität Wien.

Kraus, Wolfgang (o.J.): *Strategie für vernetztes Lernen: Eine Lernumgebung zu Methoden und Grundlagenwissen.*

<http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/kinship/kinship.pdf>, pdf. 31.07.2012.

Kretschmer, Ingrid/Josef Piegler (1965): *Bäuerliches Erbrecht.* In: Wissenschaftliche Kommission für den Volkskundeatlas: *Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas*, 2. Lieferung, Bl.17, Wien: Böhlau, 1-18.

Kretschmer, Ingrid (1980): *Verbreitung und Bedeutung der bäuerlichen Erbsitten.* In: A. Dworsky und H. Schider (Hrsg.): *Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Tradition.* Wien: Residenz Verlag. 83-90.

Niederösterreich (2007a): *Zahlen und Fakten.*

http://www01.noel.gv.at/scripts/cms/ivw/ivw3/stat_ssi.asp?NR=31355, 30.06.2012.

Niederösterreich (2009a): *NÖ Atlas.*

http://www.intermap1.noel.gv.at/webgisatlas/%28S%28o0fkws55fvtvyvo45nfjryl45%29%29/init.aspx?karte=atlas_bh, 30.06.2012.

Okely, Judith (2012): *Anthropological Practice. Fieldwork and the ethnographic Method.* London: Berg.

Österreich Wein (2012a): *Spezifischer Qualitätswein. Profil.*

<http://www.oesterreichwein.at/unser-wein/strategie-des-herkunftmarketing/spezifischer-qualitaetswein-profil/>, 14.05.2012.

Österreich Wein (2012b): *Strategie des Herkunftsmarketing.*

<http://www.oesterreichwein.at/unser-wein/strategie-des-herkunftmarketing/>, 14.05.2012.

Rössler, Martin (2008): Die Extended-Case-Methode. In: Beer, Bettina: *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, 191-232.

Russegger, Gerda (1961): *Anerbenrecht und Anerbensitte in Österreich*. Dissertation, Universität Wien.

Sandgruber, Roman (2002): *Die Landwirtschaft in der Wirtschaft – Menschen, Maschinen, Märkte*. In: Ledermüller, Franz: *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Politik. Gesellschaft. Wirtschaft*. Wien: Verlag Carl Ueberreuter, 191-406.

Schlehe, Judith (2008): *Formen qualitativer ethnografischer Interviews*. In: Beer, Bettina: *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, 119-142.

Schönberg am Kamp (2012a): *Statistische Daten*.

http://www.schoenberg.gv.at/partner/schoenberg/default.asp?medium=G_SB&sprache=d&tt=G_SB_R8, 30.06.2012.

Seiser, Gertraud (2000): *On the importance of being the last one: Inheritance and marriage in an Austrian peasant community*. In: Schweitzer, Peter [et.al.] (2002): *Dividends of Kinship: Meaning and Uses of Social Relatedness*. London and New York: Routledge, 92-123.

Seiser, Gertraud Hg. (2009): *Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben: Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde*. Wien: Univ.

Statistik Austria (2001): *Einwohner nach Ortschaften*. pdf. Download, 29.07.2009.

Statistik Austria (2010a): *Bevölkerungsentwicklung 1869-2010*.

<http://www.statistik.at/blickgem/gemDetail.do?gemnr=31355>, pdf. Download, 16.07.2010.

Statistik Austria (2010b): *Einwohnerzahl und Komponenten der Bevölkerungsentwicklung*. <http://www.statistik.at/blickgem/gemDetail.do?gemnr=31355>, pdf. Download, 25.06.2010.

Statistik Austria (2010c): *Struktur und Betriebe*.

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_ertraege/betriebsstruktur/index.html, 19.09.2012.

Statistik Austria (2011): *Der Weinbau in Österreich*. Wien. Verlag Österreich.

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_ertraege/wein/index.html, pdf. Download, 21.03.2011.

Statistik Austria (2012a): *Ein Blick auf die Gemeinde*.

<http://www.statistik.at/blickgem/gemDetail.do?gemnr=31355&gemnam=Sch%F6nberg%20am%20Kamp>, 30.06.2012.

Statistik Austria (2012b): *Weingartengrunderhebung 1999*. Wien. Bundesanstalt Statistik Österreich.

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_ertraege/wein/index.html, pdf. Download, 21.03.2011.

Trautsamwieser, Herbert (2000): *Den Kamp entlang. Eine Spurensuche zwischen Altenwörth und Liebenau*. Krems: Malek Verlag.

Trautsamwieser, Herbert (2004): *Zwischen Thomassau und Strizelberg. Erlebte Jahrzehnte in der Kamptalgemeinde Schönberg*. Krems: Malek Verlag.

Abstracts

Ausgehend von meiner mehrwöchigen Feldforschung entwerfe ich in der vorliegenden Arbeit ein ethnographisches Portrait drei „kleiner“ Weinbaubetriebe in Altenhof in der Gemeinde Schönberg am Kamp, die sich seit mehreren Generationen in Familienbesitz befinden. In einem ersten Schritt unterziehe ich den Prozess der Datenerhebung einer detaillierten Reflexion. Darauf aufbauend erstelle ich eine Beschreibung der drei Höfe, der dort wirtschafteten Familien und ihrer sozialen Strukturen. Im Mittelpunkt der Analyse stehen die tatsächlich zur Anwendung kommenden Erbpraktiken, die daraus resultierenden sozioökonomischen Folgen für den Weinbaubetrieb sowie die Auswirkungen der Erbpraxis auf die sozialen Strukturen eines bäuerlichen Familienbetriebes. Die Detailergebnisse liefern Einblicke zur Erbfolge kleinstrukturierter landwirtschaftlicher Betriebe. Diese Erkenntnisse leisten somit einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs der Übergabeprozesse innerhalb der „Peasant Studies.“

In this paper I am describing an ethnographic portrait of three small winegrowing farms in Altenhof, a small village in the municipality Schönberg am Kamp in Austria, which are owned by the same families for multi generations. The data was collected in field researches which lasted for several weeks. As a first step I put the process of data evaluation under a detailed reflection. Building on that I am creating substantial descriptions of all three farms, their families and the according social structures. This paper focuses on how succession is practiced within those families and what economic impact the succession has on the winegrowing business and on the social structures of family farms. The details of the analysis provide insight on the succession in small agricultural structures. The findings in this paper provide an important input on how family farms are handed over within their families in the theoretical context of Peasant Studies.

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Geburtstag, -ort: 2. März 1982, Hallein
Staatsangehörigkeit: Österreich
Familienstand Ledig, 1 Tochter

Schulischer, beruflicher und universitärer Werdegang:

1988-1992	Volksschule Rif-Rehhof/Hallein
1992-1996	Hauptschule Hallein-Stadt
1996-1997	HTBLA-Salzburg
1997-2001	Lehre für Elektrotechnik bei der Firma ERA-Elektrotechnik-Ramsauer GmbH, Salzburg-Stadt
2001-2002	Gelernter Elektroinstallateur bei der Firma ERA-Elektrotechnik-Ramsauer GmbH, Salzburg-Stadt
2002-2003	Zivildienst beim Österreichischen-Roten-Kreuz, Salzburg-Stadt
02/2003-09/2004	Entwicklungshilfe für bedürftige Kinder in Fortaleza, Brasilien
10/2003-06/2004	SET-Assistent und Bühnenbau für verschiedene Film- u. Kino-produktionen, Wien (Silentium, Die Viertelliter Klasse, etc.)
2004-2005	Vorbereitung bzw. Ablegen der Studienberechtigungsprüfung parallel dazu Studium der Kultur- und Sozialanthropologie als außerordentlicher Student an der Universität Wien
2005-2012	Studium der Kultur- und Sozialanthropologie als ordentlicher Student an der Universität Wien
2005-2007	Auf- und Abbau des Wandertheaters Lustspielhaus (Bühnenbau, Bühnenbild, etc.), Wien
2006-2008	Auf- und Abbau (Innenausstattung, Beleuchtung, etc.) für die Firma Daxner Zelte
2009-2011	Installationen diverser Kunst- und Kulturausstellungen für die Firma Artex
2009-2011	Technische Betreuung beim Impulstanz-Festival
2010-2012	Installationen für BirdLife Österreich

Zusätzliche Ausbildungen und Tätigkeiten:

03/2008 und 06/2008

Feldforschungsaufenthalt in St. Georgen am Walde

11/2010, 01/2011 und 04/2011:

Feldforschungsaufenthalt in Schönberg am Kamp

Sprachkurs:

Portugiesisch Anfängerkurs (am Institut für Romanistik der Universität Wien)

Publikationen:

Danecker, Jan/Julia Danzinger/ Stephan Höller (2009): *Familienzyklus: Vom Kind zum/zur Betriebsleiter/In – ein Leben mit der Landwirtschaft*. In: Seiser, Gertraud (Hg.) (2009): *Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben. Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde*. Wien: Univ, 42-49.